

Internationales Bildungs- und Begegnungswerk Dortmund (IBB)

20.9. - 27.9.2017

Studien- und Konzertreise nach Vilnius/Litauen und Riga/Lettland

mit

Roswitha Dasch, Wuppertal (Geige und Gesang),

Katharina Müther, Freiburg (Akkordeon und Gesang), Annette Siebert, Hannover (Geige) und

Thomas Siebert, Hannover (Klarinette und Oboe)

Leitung: Gisela-Ingrid Weissinger, Johannes Weissinger

Mittwoch, 20. September 2017

Von Dortmund aus fliegt die aus 19 Personen (eine Teilnehmerin musste leider kurzfristig ihre Mitreise absagen) bestehende Gruppe am Nachmittag nach Vilnius. Als wir mit einer Stunde Zeitverschiebung im Hotel ankommen, beginnt es, dämmerig zu werden.

Nach dem Essen, ersten Gesprächen und einer Vorstellungsrunde begeben wir uns zu einem Orientierungsgang ins Stadtzentrum. Das ist vom Hotel aus fußläufig zu erreichen, ebenso der Kathedralenplatz, die Universität, das Parlament, das jüdische Zentrum und die Museen.

Donnerstag, 21. September 2017

Es regnet, als der Bus auf dem Parkplatz am Waldrand von Ponar (Paneriai, Ponary), ca. 12 km von Vilnius entfernt, hält. **Ponar** war beliebt, für die Stadtbevölkerung von Wilna ein Ort der Ruhe und der Erholung – bis die sowjetischen Machthaber zwischen 1940 und 1941 begannen, in diesem idyllischen Waldstück Gruben auszuheben, die als Treibstofflager genutzt werden sollten. Das Projekt aber wurde nicht vollendet. Mit dem Überfall der deutschen Wehrmacht auf die Sowjetunion am 22.6.1941 mussten die sowjetischen Besatzer Litauen überstürzt verlassen. Jetzt war Ponar in deutscher Hand. Zwischen 1941 und 1944 wurde der Wald mit seinen ausgehobenen Gruben, an der Bahnstrecke nach Kaunas und der Landstraße nach Grodno gelegen, zum Ort des massenhaften Mordens: Mehr als 100.000 Menschen, 70.000 von ihnen Juden – so heißt es auf dem Gedenkstein mit seiner in Litauisch, Russisch und Jiddisch in hebräischen Buchstaben abgefassten Inschrift – wurden hier von Deutschen und „hiesigen Helfern“ ermordet. „Dafür haben wir jahrzehntelang kämpfen müssen“, so hat es Fania Brancovskaja-Jocheles, die am Morgen, unmittelbar vor der Auflösung des Ghettos, zu den jüdischen Partisanen fliehen konnte, in den vergangenen Jahren wiederholt erzählt.



Gedenkstein in Ponar

Denn Juden gab es in der sowjetischen Erinnerung nicht – wer im Bereich der Sowjetunion lebte, war sowjetischer Bürger. Unterscheidungen, Nationalitäten, wie die von Litauer und Polen sollte es nicht mehr geben. Das erste, nach dem Krieg von Überlebenden in Ponar errichtete Mahnmal zur Erinnerung an die ermordeten Juden wurde in den 50er Jahren von den Sowjets wieder entfernt. Bis weit in die Gegenwart hinein waren es „hiesige Helfer“ (nicht-jüdische Litauer also, die mit den Nazis kollaborierten), die es – jetzt nach dem Verständnis der Litauer – nicht gab, nicht gegeben haben sollte. Noch heute fällt es nicht-jüdischen Litauern weithin schwer, einzugestehen, dass die Trennlinien nicht eindeutig verlaufen. Die Vorstellung „Wir, die Litauer, waren Opfer, die Täter waren die Deutschen, die Nazis“ trifft

nicht zu. So klar und eindeutig waren die Trennlinien nicht. Bis in die Gegenwart führt die Erwähnung der nicht-jüdischen litauischen Täter, der Kollaborateure, zu teils heftigen Auseinandersetzungen. Als 2016 das Buch „Die Unsrigen“ von Rutá Vanakaité in Litauen erschien, brach eine Welle der Empörung über die Verfasserin. Sie spalte das Land, hieß es. Die Kollaboration ist auch ein persönliches Thema Venagaités: "Mein Großvater hat Listen mit den Namen von Juden zusammengestellt. Vielleicht wusste er nicht, wozu die Deutschen diese Listen brauchten. Aber er hat es getan und als Lohn jüdische Zwangsarbeiter für seinen Hof bekommen. Und ein Vetter meiner Tante war Polizist unter den Deutschen. Ich glaube, dass keiner der beiden geschossen hat, aber mitgemacht haben sie schon", sagte sie am 29.3.2016 in einem Gespräch mit dem Deutschlandfunk. Der Alma Littera-Verlag, in dem bis dahin ihre Bücher erschienen sind, hat diese inzwischen aus dem Sortiment genommen und die Zusammenarbeit mit der Autorin abgebrochen.

Von der großen, 16köpfigen Familie Jocheles, haben allein Fania und eine Cousine¹ überlebt, Ihr Vater wurde in Klooga (Estland) ermordet, ihre Mutter in Straßenhof (Lettland) und ihre Schwester in Stutthof bei Danzig, alle anderen Familienmitglieder in Ponar. „Für mich ist der Besuch in Ponar wie für andere Menschen der Besuch auf dem Friedhof“, sagt die heute 95jährige^{2, 3}.

Der Hauptweg, an dem sich auch ein kleines Museum befindet, führt zu einem hohen Denkmal, das zu Beginn der 90er Jahre auf Initiative des israelischen Bürgers Epstein errichtet wurde. Auf dem Weg zu der nächst gelegenen Grube erinnert ein Stein an die letzte Deportation von Juden, die bis zu deren Auflösung in den Werkstätten des Heereskraftfahrparks 562 Ost (HKP-Werkstätten) am Rand von Vilnius gearbeitet haben. Von 1941 an war Major Karl Plagge ihr Leiter. Dank der ständigen Bemühungen Plagges, Verfolgte mit ihren Familien als unentbehrliche Arbeitskräfte in die Werkstätten aufzunehmen, gelang es, von den ca. 1.000 Mitarbeitern 250 zu retten. Zuletzt hatte Plagge die Verfolgten nur noch warnen können vor der bevorstehenden Deportation, damit sie sich verstecken konnten.

Bis zum Eintreffen des Einsatzkommandos EK 9 in Vilnius am 2. Juli 1941 waren es nicht-jüdische Litauer, die die Opfer in Ponar mit Maschinengewehren töteten. Mit Eintreffen des Einsatzkommandos wurde „effektiver“ getötet: mit gezielten Schüssen aus Karabinern und Maschinenpistolen aus einer kurzen Distanz von 6-8m. Das sparte Munition und ermöglichte, die Zahl der Ermordeten pro Tag zu erhöhen.

Einem entsprechenden Organisationsplan folgend wurden drei Einheiten gebildet, bestehend aus Deutschen und Litauern:

¹ An anderer Stelle ist von einer Tante die Rede, die zusammen mit Fania überlebt hat. Unseres Wissens nach haben Fania und eine Cousine überlebt.

² Siehe auch: Fanja Branzowska-Iocheles (Vilnius): Als Partisanin in Vilnius, in: Holocaust in Litauen – Krieg, Judenmorde und Kollaboration im Jahre 1941; Herausgegeben von Vincas Bartusevicius, Joachim Tauber und Wolfram Wette, mit einem Geleitwort von Ralph Giordano; Köln, Weimar, Wien 2003, S.239-244. und siehe: Uwe Rada: Die Memel – Kulturgeschichte eines europäischen Flusses; 2. Aufl. München 2010, S. 217-221.

³ Die unterschiedliche Namensschreibung hängt damit zusammen, dass die Übertragung aus dem Russischen nicht einheitlich ist.

Die erste Einheit hatte die Opfer auf Lastwagen aus der Stadt und nach Ponar zu bringen. Eine weitere Einheit war zuständig für die Bewachung in Ponar. Flüchtende wurden auf der Stelle erschossen. Auch unerwünschte Zuschauer wie Bewohner/Innen des nahe gelegenen Dorfes sollten vom Gelände ferngehalten werden.

Die zum Tode Bestimmten wurden etwa einhundert Meter von der Grube entfernt zusammengetrieben, mussten sich entkleiden und sich anschließend in Gruppen von zehn bis zwanzig Personen an den Rand der Grube stellen. Die dritte Einheit bildeten die Todesschützen. Die Erschossenen stürzten in die Gruben, Sand bzw. Kalk wurde über die Körper gestreut, und die nächste Gruppe hatte zu folgen. Doch nicht immer trafen die Kugeln, nicht immer wurden die Opfer tödlich verletzt. Einige von ihnen konnten sich befreien und, nachdem die Mörder abgezogen waren, aus der Grube klettern, so wie die 14jährige Judith Troyak. Ihr gelang es, ins Ghetto zurückzukehren und zu berichten von dem, was in Ponar geschah.

Über die Zahl der Ermordeten gibt u.a. der akribisch abgefasste Bericht des SS-Standartenführers Karl Jäger Auskunft. In einer als Statistik geführten Liste hält Jäger Tag für Tag unter der Angabe des Ortes und der Zuordnung die Zahl der Opfer fest. 137.346 Menschen, so Jäger, wurden in der Zeit vom 1. August bis zum 1. Dezember 1941 in Litauen ermordet⁴; nicht mitgezählt sind dabei von Jäger die ungefähr 3.900 Juden dazu, die am 1. Oktober in der sogenannten Jom Kippur-Aktion sterben mussten. Allein in Ponar, so der „Jäger-Bericht“, wurden innerhalb von 106 Tagen 23.151 Juden ermordet. Ende 1941 lebten mit Ausnahme von etwa 15.000 sogenannten „Arbeitsjuden“ und ihren Familien keine Juden mehr in Vilnius.

Auch das Tagebuch des polnischen Augenzeugen Kazimierz Sakowicz, der in Ponar in der Nähe des Waldes wohnte, hält die Geschehnisse detailliert fest. Demnach waren die Opfer anfangs fast ausschließlich Männer – so der Eintrag vom 12. Juli 1941: „Gegen 3 Uhr Nachmittags (*sic!*) wird eine große Anzahl Juden zum Wald heraufgeführt, ungefähr 300 Personen. Überwiegend Intelligenz, mit Koffern, gut gekleidet, bekannt aus dem Wirtschaftsleben.“⁵ Ab Mitte August überwiegen dann der Zahl nach Frauen und Kinder.

Die letzte Station des Rundgangs erinnert an das Ende der Mordaktionen und an den Versuch, diese dadurch unkenntlich zu machen, dass die Leichen exhumiert, zu riesigen Scheiterhaufen aufgeschichtet, verbrannt und die Knochenreste zermahlen wurden. Diese sog. „Enterdungsaktionen“ standen, nachdem Heinrich Himmler sie 1942 angeordnet hatte, unter dem Befehl des SS-Standartenführers Paul Blobel.

Detailliert geschildert wird die Aktion in Ponar in dem Bericht von Julian Faber⁶, der am 29. Januar 1944 aus dem in der Nähe von Vilnius



Ponar

⁴ Jäger-Bericht Blatt 6

⁵ Christina Eckert: Die Mordstätte Paneriai (Ponary) bei Vilnius, in: Holocaust in Litauen, a.a.O. S.133.

⁶ Der Bericht Fabers ist abgedruckt in: Wassili Grossmann, Ilja Ehrenburg (Hrg) und Arno Lustiger, Hrg. der deutschen Ausgabe: Das Schwarzbuch - Der Genozid an den sowjetischen Juden, Reinbek bei Hamburg 1994: „Es gibt wahrscheinlich kein Buch, auf welches das lateinische Sprichwort >Habent sua fata libelli< Bücher haben ihre Schicksale, besser passt als auf dieses Buch... Die Idee zum Schwarzbuch stammt von Albert

gelegenen Kriegsgefangenenlager Neu-Wileika nach Ponar gebracht worden war, um als einer von 76 Männern und vier Frauen unter der Aufsicht einer Wachmannschaft von 60 Männern, Angehörigen der SS (und des SD?), diese Arbeit zu verrichten - ebenfalls nach einem genau festgelegten Plan⁷.

Vom Rand einer Grube aus blicken wir auf ein spezielles Gerät, mit dem je 3.500 Leichen und Kiefernzweige zu etwa vier Meter hohen Pyramiden aufgeschichtet wurden, die, angefertigt vom sog. „Ofenmeister“, unter der Aufsicht des „Feuermeisters“, drei Tage und drei Nächte brannten.

Kaum in Ponar angekommen kann Farber, von Beruf Elektro-Ingenieur, seine Mitgefangenen überzeugen, vom „Bunker“, in dem sie untergebracht sind, einen Tunnel ins Freie zu graben. Das wichtigste Werkzeug wird ein Brotmesser mit Sägeschneide, das sie bei ihrer Arbeit in einer Grube gefunden hatten wie auch ein Päckchen kleiner geschliffener Feilen. Während die einen im Tunnel arbeiteten – und das nach einem Arbeitstag, an dem die deutschen Aufseher ihnen keine Ruhepause gegönnt hatten –, sangen andere lauthals russische Lieder zur Tarnung. Schon am 9. April hatte der Tunnel fast die Erdoberfläche erreicht – so präzise hatte Farber gerechnet. Drei Tage später, dem Geburtstag seines Bruders, wollte Farber den Ausbruch wagen. Aber an diesem Tag schien unglücklicherweise der Mond. „Da half uns der Rabbiner mit seinem Wissen“⁸, vermerkt Farber in seinem Bericht. Der 15. April, so dessen Auskunft, sei der dunkelste Tag des Monats.

Die Flucht schien zu gelingen, bis ein Schuss krachte. „Offensichtlich hatte irgendwo ein Zweig geknackt.“⁹ Aus der Gruppe von zehn Personen gelang außer Farber noch fünf Menschen die Flucht. Nach einer Woche Marsch durch den Wald trafen sie auf drei Partisanen, sowjetische Offiziere, die sie zu einer jüdischen Partisanenabteilung brachten. „Die jüdischen Partisanen wussten, was sich hinter Ponary verbarg. Niemand wollte glauben,

Einstein. Das von ihm verfasste Vorwort ... wurde in Moskau sofort verworfen und nie publiziert... Einsteins energische Fürsprache für die Rechte der Juden als Nation musste auf den dezidierten Widerstand antizionistischer jüdischer Bolschewiken stoßen... Ihren Willen, das Buch trotzdem herauszubringen, haben viele Autoren mit dem Leben bezahlt; sie wurden, weil sie Mitarbeiter des Redaktionskomitees waren, ermordet... Frau Irina Ehrenburg, der Tochter Ilja Ehrenburgs, ist es zu verdanken, dass das vollständige Schwarzbuch veröffentlicht werden kann, denn sie stellte uns das bereits gesetzte und vernichtet geglaubte Korrektorexemplar aus dem Jahr 1947 zur Verfügung.“ – so Lustiger in seiner Einführung.

⁷ „Im ersten Arbeitsgang musste der Sand abgeräumt werden, bis eine >Figur<, so nannten die Deutschen die Leichen, zum Vorschein kam. Den zweiten Arbeitsgang verrichtete der >Zieher<, so hieß der Arbeiter, der den Körper mit einem Eisenhaken aus der Grube zog. Die Körper lagen dicht aneinandergedrückt. Zwei >Zieher<, es waren gewöhnlich die stärksten Männer des Arbeitskommandos, warfen Haken in die Grube und zogen die Leiche heraus. Dabei zerfiel der Körper meistens in einzelne Teile.

Für den dritten Arbeitsgang waren die >Träger< zuständig. Die Leiche musste auf eine Trage gelegt werden; dabei achteten die Deutschen darauf, dass sich auch tatsächlich eine vollständige >Figur<, d.h. zwei Beine, zwei Arme, ein Kopf und ein Rumpf, auf der Trage befand.

Die Deutschen führten Buch darüber, wie viele Körper geborgen worden waren. Wir waren verpflichtet, 800 Leichen pro Tag zu verbrennen. Unser Arbeitstag reichte vom Morgengrauen bis zum Einbruch der Dunkelheit.“ (Schwarzbuch, a.a.O. S.788f.)

⁸ Schwarzbuch, a.a.O. S. 801.

⁹ Schwarzbuch, a.a.O. S. 803.

dass wir von dort lebend herausgekommen waren.“¹⁰ Die Partisanen hielten Ausschau nach weiteren Flüchtlingen, sie „spürten an diesem Tag noch fünf weitere Leute aus unserer Riege auf.“ So endet der Bericht Farbers.

Im Schwarzbuch „Der Genozid an den sowjetischen Juden“ findet sich auch ein fast hundertseitiger Bericht von Abraham Sutzkever über das Ghetto von Wilna. In dessen vorletztem Kapitel „Der letzte Akt der Tragödie“ schreibt Sutzkever über die Enterdungsaktion in Ponar:

„Als die Zahl der Opfer in Ponary bereits die 100.000 überschritten hatte, traf aus Berlin der Befehl ein, die Leichen aller Ermordeten zu verbrennen. Gleichzeitig wurde eine spezielle geheime Anweisung mit detaillierten Hinweisen übermittelt, wie das Verbrennen der Körper erfolgen solle... Arbeitskräfte für dieses schreckliche Vorhaben wählte Weiß¹¹ unter den Häftlingen des Wilnaer Gefängnisses aus und ließ sie nach Ponary bringen. Das unterirdische Verlies, in das die Häftlinge nachts hineingetrieben wurden, war 20 Meter breit und hatte eine Höhe von etwa vier Metern... Von oben war dieses unterirdische Verlies mit schweren Balken abgedeckt sowie mit Steinen und Erde zugeschüttet. Die Deutschen hatten lediglich zwei Einstiegsluken offengelassen, durch die man über zwei Leitern nach unten gelangte. Eine davon war für die Häftlinge bestimmt, die andere, etwas bequemer, für die deutsche Obrigkeit, falls sie sich denn nach unten begeben wollte.

Insgesamt waren 80 Leute zusammengekommen, darunter 70 Juden, neun sowjetische Kriegsgefangene und ein junger Pole aus dem Dorf Leschnik ...

Der >Bunker< war mit Stacheldraht eingezäunt, rundum von einem Minenfeld umgeben, das seinerseits nochmals mit Stacheldraht abgegrenzt war. Entlang der Begrenzung standen Posten mit Maschinenpistolen. Die Füße aller Arbeiter waren in Ketten gelegt.

Insgesamt waren 56.800 Leichen verbrannt, und das war lediglich die Hälfte der Opfer von Ponary.“¹²

Der Bericht Sutzkevers schließt mit dem Abschnitt „Der Tunnelbau und die Flucht“:

„Vom ersten Tag ihrer unterirdischen Gefangenschaft an begriffen die Arbeiter, dass ihr Schicksal vorentschieden war. An Flucht war nicht zu denken: Man beobachtete jeden ihrer Schritte, außerdem waren sie angekettet...

Doch ungeachtet dieser schier unüberwindbaren Hindernisse gab es im >Bunker< Menschen, die nicht müde wurden, über eine Flucht nachzusinnen.

Sloma Gol und Isaak Dogim berieten sich mit einem sowjetischen Kriegsgefangenen, dem Ingenieur Julian Farber, zogen noch drei andere Gefangene ins Vertrauen und begannen gemeinsam, einen Tunnel zu graben, der eine Länge von 30 bis 35 Meter haben musste. Dieser Tunnel sollte unter der Stacheldrahtumzäunung und dem Minenfeld hindurchführen und am Rande eines Kiefernwaldes enden.

Sie arbeiteten ausschließlich nachts. Mit den Grabungen begannen sie von der Lebensmittelkammer aus. Dort hoben sie einen Brunnenschacht von zwei bis zweieinhalb Meter Tiefe aus. Auf der Sohle dieses Schachtes begann der eigentliche Tunnel. Die Arbeiter

¹⁰ Schwarzbuch, a.a.O. S.804.

¹¹ „Weiß, Martin, SS-Hauptscharführer, Chef des Gefängnisses von Wilna. Er leitete von Juni 1942 an das Sonderkommando in Ponary und wurde der >Herr von Ponary< genannt. Arbeitete 1943 in dem Judenreferat der Gestapo. Im Februar 1950 in Würzburg für die Verbrechen in Ponary zu lebenslanger Haft verurteilt.“ (Schwarzbuch, a.a.O. S.459.)

¹² Schwarzbuch, a.a.O. S. 542f.

im >Bunker< hatten keinerlei Werkzeug. Gegraben wurde mit bloßen Händen, angespitzten Stöcken und sogar mit Löffeln. Ungefähr zehn Meter trieben sie den Tunnel mit Löffeln voran. Den anfallenden Sand streuten sie unter die Pritschen, auf den Fußboden und gegen Ende der Arbeiten zwischen die Steinplatten, mit denen der >Bunker< unterteilt war. Täglich wuchs der Boden ein wenig in die Höhe, doch glücklicherweise war das Verlies einige Meter hoch, so dass niemand etwas bemerkte. Damit der Tunnel nicht einstürzte, setzten die fünf Verschwörer – später schlossen sich ihnen noch andere Gefangene an – auf der gesamten Länge Stützen ein. Nicht nur einmal drohten sie lebendig verschüttet zu werden. Doch ihr Lebenshunger war unendlich groß und half, alle Hindernisse zu überwinden. Dogim gelang es sogar, elektrisches Licht in den Tunnel zu legen. Strom zapften sie vom Häuschen des deutschen Wachpostens mit Hilfe einer getarnten Leitung ab.

Am schwierigsten war es, beim Graben des Tunnels die richtige Richtung beizubehalten, nicht auf die Gräben mit den toten Körpern, den Opfern der deutschen >Aktionen< zu stoßen. Mit Hilfe verschiedener Tricks gelang, es, den Deutschen einen Kompass zu entwenden. Danach fertigte Ingenieur Farber einen genauen Plan an und bestimmte mit höchster Präzision, wie man die Gräben umgehen und aus dem Bunker herauskommen konnte. Darüber hinaus musste darauf geachtet werden, den Ausgang an die Oberfläche nicht zu dicht an das Wachhäuschen des Postens zu legen.

Nach drei Monaten angestrenzter Arbeit war der Tunnel vollendet. Am 15. April 1944, um 4 Uhr nachts, nachdem die Streife ihre Routinekontrolle beendet und den Bunker verlassen hatte, weckte Dogim alle Gefangenen. Sie waren in Zehnergruppen unter Leitung jeweils eines Kommandeurs eingeteilt worden. Bereits einige Tage vor der Flucht hatten die Gefangenen mit einer kleinen Säge die Ringe an den Fußfesseln zersägt und die Ketten mit Draht befestigt. Das hinderte die Wachen, diese Vorkehrung wahrzunehmen, und ermöglichte es, sich im Bedarfsfall schnell von den Fesseln zu befreien. Nun war dieser Augenblick gekommen.

Als erster kroch Dogim selbst in den Tunnel. Ihm folgten die Zehnergruppen mit ihren Kommandeuren. Dogim zerschnitt die Lichtleitung und begann, den Ausstieg zu öffnen. Frische Luft drang in den Tunnel ein. In der Ferne leuchteten die purpurnen Flammen der Scheiterhaufen.

Unweit des geöffneten Ausstiegs patrouillierten die deutschen Posten. Anfangs hatten sie nichts bemerkt, denn die Gefangenen gingen barfuß und traten mit äußerster Vorsicht auf. Doch plötzlich knackte es, einer der Flüchtenden war auf einen Zweig getreten. Ein Posten witterte, dass etwas nicht in Ordnung war, und eröffnete das Feuer. Unverzüglich stiegen Leuchtkugeln gen Himmel und erhellten die Umgebung.

Die Flüchtenden stürzten in den Wald. Sie sprangen über Gruben und Drähte, die Kugeln pfffen hinter ihnen her. Viele wurden erschossen, bis zu den Partisanen in den Rudniki-Wäldern gelangten nur elf Mann.“¹³

Wohin aber konnten die Flüchtenden, ohne sich zu verraten? In ihren Kleidern, den Haaren und auf der Haut trugen sie den Leichengestank mit sich. Um den zu überdecken wälzten sie sich schließlich in einem Misthaufen.

¹³ Schwarzbuch, a.a.O. S.545ff.

Anmerkung Lustiger: „Insgesamt überlebten dreizehn der aus Ponary geflohenen Menschen. Neben den zu den Partisanen Entkommenen waren es noch zwei, denen es gelungen war, die Frontlinie zu überschreiten.“ (S.547.)

Wir gehen zurück – schweigend, in Gedanken: Ein so herrlicher Wald birgt so unvorstellbares Grauen!

Der Bus bringt die Gruppe wieder in die Stadt. **Im Grünen Haus**, einem etwas abseits der Pamėnkalnio gatvė auf einer Anhöhe hinter Bäumen stehendem grün gestrichenen Holzhaus, war zur Sowjetzeit das Museum „Der Erste Kongress der Kommunistischen Partei“



Das Grüne Haus in Vilnius



Roswitha Dasch führt durch das Grüne Haus

untergebracht. Seit 1990 ist es ein jüdisches Museum und erinnert an den Holocaust.

Im Eingangsbereich hängt ein großes Familienfoto. Drei Generationen, 16 Personen: die Familie Jocheles – Fania's Familie. Wieder fehlt uns Fania. Und wir ahnen, was auf uns zukommt: eine Erinnerung ohne das lebendige Gespräch mit Zeitzeugen.

Roswitha Dasch übernimmt die Führung durch das Museum und berichtet, was ihr in den unzähligen Gesprächen mit den Überlebenden wichtig geworden ist. Seit 1994 ist sie immer

wieder nach Litauen gereist, hat die Überlebenden besucht und sich berichten lassen von deren Schicksal. Mit dem Verein „Mitzva – Zeit zu handeln“ trägt sie bis heute zur Unterstützung der Überlebenden der Ghettos von Wilna und Kaunas bei.



Fania (unten links) und ihre Familie

Die Geschichte der Familie Jocheles ist beispielhaft für das Zerreißen von Familienbanden durch die Naziherrschaft. Von der in Israel lebenden Cousine hat Fania das zu ihrer Überraschung existierende Familienfoto erhalten.

Eine Landkarte von Litauen mit den eingezeichneten Orten der Lager zeigt, wie flächendeckend die Verfolgung und Ermordung waren. Auch ein Auszug aus dem sog. „Jäger-

Bericht¹⁴ ist hier zu sehen¹⁵: 137 346 in Litauen ermordete Menschen unter Beteiligung von insgesamt drei Einsatzkommandos (EK), bevor es dann heißt: „Ich kann heute feststellen, dass das Ziel, das Judenproblem für Litauen zu lösen, vom EK. 3 erreicht worden ist. In Litauen gibt es keine Juden mehr, außer den Arbeitsjuden incl. ihrer Familien. Das sind in Schaulen¹⁶ ca. 4 .500, in Kauen ¹⁷ca. 15. 000, in Wilna ca. 15. 000“ ¹⁸ – d.h. 44.500 von insgesamt ungefähr 200.000 Menschen jüdischer Herkunft, die bis zu Beginn der Mordaktionen in Litauen gelebt haben (ohne die aus Polen nach Litauen Geflüchteten) – Menschen, die Jäger, wie er schreibt „ebenfalls umlegen“ wollte, „Was mir jedoch scharfe Kampfansage der Zivilverwaltung (dem Reichskommissar - sic!) und der Wehrmacht eintrug und das Verbot auslöste: Diese Juden und ihre Familien dürfen nicht erschossen werden“¹⁹.

Über die sog. Judenaktionen hinaus habe man sich, so Jäger weiter, die überfüllten Gefängnisse „vorgenommen“. „Diejenigen, die wegen harmloser Vergehen grundlos eingesperrt waren, wurden zu einem besonderen Haufen zusammengestellt. Diejenigen, die wir aufgrund ihres Vergehens zu 1 – 3 und 6 Monaten verurteilten, wurden wieder gesondert aufgeteilt. Ebenso diejenigen, die zu liquidieren waren, wie Verbrecher, kommunistische Funktionäre, Politruks und anderes Gesindel. Zusätzlich zu der ausgesprochenen Strafe erhielt ein Teil, je nach dem Vergehen, im besonderen

¹⁴ Karl Jäger, 1888 in Schaffhausen geboren, war gelernter Kaufmann und Buchhalter. Sein Vater war Dirigent. Und auch Karl war musisch begabt, hatte mehrere Instrumente zu spielen und den Orchestrierbau gelernt. Durch die Heirat in ein mittelständisches Unternehmen war ihm ein sozialer Aufstieg gelungen. Die im Kaiserreich hochgehaltenen Werte wie Pflicht, Gehorsam und Ordnung, Vaterlandsliebe und Gottesfurcht hatten ihn geprägt. Mit Beginn des Krieges 1914 war er, 26jährig, zum Kriegsdienst eingezogen worden und vier Jahre als Soldat an der Front. „Der mehrjährige Kriegsdienst stumpfte ihn – nicht anders als Millionen anderer Männer – mental ab, S. 202). Die Erfahrungen, die er während des Krieges machte, interpretierte er danach so, wie diese von vielen Nationalisten interpretiert wurden: Deutschland habe tapfer gekämpft. Doch die „Novemberverbrecher“ seien Schuld daran, dass es den Krieg verloren hat und sich nun dem „Diktat von Versailles“ habe beugen müssen. Das zu ändern sei nur in einem weiteren Krieg möglich. In der Folgezeit schloss Jäger sich der illegalen schwarzen Reichswehr an und wurde 1923 Mitglied der NSDAP. Anfang der 1930er trat er einem „SS-Sturm“ bei. 1936 wurde er dann von Heinrich Himmler als Polizeioffizier ins Reichssicherheitshauptamt geholt. Heydrichs 1941 erfolgte Weisung, dass mit dem Krieg gegen die Sowjetunion auch die Juden nun endgültig vernichtet werden müssten, war für Jäger eine bindende Order, der er in der Folgezeit nach seinem Verständnis Folge leistete und sich auch ohne konkreten Befehl beauftragt sah, Litauen durch Massenexekutionen „judenfrei“ zu machen. Nach Kriegsende 1945 konnte Jäger, obwohl von amerikanischen Fahndungsbehörden zur Festnahme ausgeschrieben, unter seinem Namen dann 13 Jahre unbehelligt in der Nähe von Heidelberg als Landarbeiter leben. Am 10.4.1959 wurde er schließlich verhaftet. Der Verantwortung für seine Taten entzog er sich durch Selbstmord am 22. Juni 1959.“ (nach: Wolfram Wette, SS-Standartenführer Karl Jäger. Musiker und Mörder der litauischen Juden“; handout o.J.)

¹⁵ . „Der Bericht nennt 71 litauische Städte und Dörfer, in denen das Einsatzkommando (EK)3 zuschlug, zum Teil mehrfach. In Kaunas gab es 13 Mordaktionen, in Wilna sogar 15. Von Protesten der Bevölkerung, von Widerstand der Wehrmacht gegen die »Maßnahmen« indes findet sich darin kein Wort.“ (Wolfram Wette: Nur seine Pflicht getan - Karl Jäger war ein feinsinniger Mann, musikalisch begabt, immer korrekt. 1941 ließ er in Litauen innerhalb weniger Monate 137.346 Menschen erschießen; in: Die Zeit 26. 1.2012)

¹⁶ Heute Siauliai

¹⁷ Heute Kaunas

¹⁸ Blatt 7 des Jäger-Berichts

¹⁹ Blatt 7 des Jäger-Berichts. „Nach eigenem Eingeständnis wollte Jäger mit seinen Erfolgswahlen »nach oben hin glänzen«. (Wolfram Wette: Nur seine Pflicht getan; a.a.O.)

kommunistische Funktionäre, 10 bis 40 Peitschenhiebe zudiktieren, die jeweils sofort ausgeteilt wurden. (...) Man kann sich keine Vorstellung machen, welche Freude, Dankbarkeit und Begeisterung diese unsere Maßnahme jeweils bei den Freigelassenen und der Bevölkerung auslöste. Mit scharfen Worten musste man sich oft der Begeisterung erwehren, wenn Frauen, Kinder und Männer mit tränenden Augen versuchten, uns die Hände und Füße zu küssen.“²⁰

Der nächste Raum zeigt den Reichtum und die Lebendigkeit der jüdischen, speziell der jiddischen Kultur. Ein Drittel der Gesamtbevölkerung von Wilna waren Juden. Jiddische Tageszeitungen, Mitglieder der Literatengruppe *yung vilne*, die Synagogen, einzelne Persönlichkeiten, bedeutend in Bildung und Religion, sind hier zu sehen. Auch als Einstimmung auf den folgenden Gang durch das jüdische Vilnius trägt Katharina ein Zitat aus dem autobiographischen Roman *der mames shabosim* von Chaim Grade vor, dem 1910 in Wilna geborenen, 1934 nach seinem ersten in der jiddischen Zeitung *tog* veröffentlichten Gedicht in die Gruppe *yung vilne* aufgenommenen und 1948 nach New York ausgewanderten Schriftsteller, der in dem 1955 erschienenen Roman die Frömmigkeit seiner Mutter thematisiert: Es ist der religiöse Kontext, in dem düster aussehende Hausdächer zu „gekrümmten Rücken gläubiger Juden“ werden, die zum Himmel beten, und schmutzige Pflastersteine zu „frommen Gesichtern“. „Damit scheint Grade anzudeuten, dass ungeachtet seiner tatsächlichen äußeren Beschaffenheit das jüdische Viertel eine Schönheit besitzt, die jenseits des optischen Eindrucks, in der „Frömmigkeit des Ortes“, zu finden ist.“²¹

Weitere Räume zeigen Photographien der Täter wie Franz Murer, den „Schlächter von Wilna“, und deren Mittel der Unterdrückung: die Zeichen, die, an der Kleidung angebracht, Menschen als Juden kenntlich machten, und die je zeitlich befristeten Arbeitsgenehmigungen, die, in jeweils wechselnden Farben ausgegeben, über Leben und Tod entschieden. Nur wer eine gültige Arbeitsgenehmigung vorweisen konnte, war berechtigt, mit seiner Familie im Ghetto zu wohnen, wenn man das überhaupt so nennen darf. Andere Fotos zeigen Menschen im Widerstand gegen die Nazis, unter ihnen Fania und Rachel Margolis, sowie Yitzhak Wittenberg (1907-1943) und Abba Kovner (1918-1987), Kommandeur der VPO (Vereinigte Partisaner Organisation), von dem der erste Aufruf zum Widerstand stammt:

„Lassen wir uns nicht wie Schafe zur Schlachtbank führen!

Jüdische Jugend!

Glaubt nicht den Verführern. Von den 80.000 Juden im <Jerusalem von Litauen> blieben nur 20.000. Vor unseren Augen haben sie unsere Eltern, Brüder und Schwestern entrissen.

Wo sind die Hunderte von Menschen, die von den litauischen Häschern zur Arbeit entführt wurden?

Wo sind die nackten Frauen und Kinder, die in der schrecklichen Nacht entführt wurden?

Wo sind die Juden vom Jom-Kippur-Tag?

Und wo sind unsere Brüder aus dem zweiten Ghetto?

²⁰ Blatt 9 des Jäger-Berichts

²¹ Sandra Studer: Erinnerungen an das jüdische Vilne - Literarische Bilder von Chaim Grade und Abraham Karpinovitsh; Köln, Weimar, Wien 2014, S.66.

Von denen, die vor das Ghetto-Tor geführt wurden, kehrte kein einziger zurück.
 Alle Wege der Gestapo führen nach Ponary.
 Und Ponary ist der Tod!
 Ihr Zweifler, lasst alle Illusionen fallen! Eure Kinder, Männer und Frauen sind nicht mehr am Leben. Ponary ist kein Lager. 15.000 wurden dort durch Erschießen getötet.
 Hitler beabsichtigt, alle Juden Europas zu vernichten. Es ist das Schicksal der Juden Litauens, als erste an der Reihe zu sein.
 Lassen wir uns nicht wie die Schafe zur Schlachtbank führen!
 Es ist wahr, wir sind schwach und hilflos, aber die einzige Antwort an den Feind lautet:
 Widerstand!
 Brüder! Lieber als freie Kämpfer fallen, als von der Gnade der Mörder leben.
 Widerstand leisten! Widerstand bis zum letzten Atemzug!
 1. Januar 1942. Wilna, im Ghetto.“²²

Erinnert wird auch an Menschen, die den verfolgten Juden halfen, Litauer wie die Nonne Maria Mikulska, an den Priester Juozas Stakauskas und den Lehrer Vladas Zemaitis und an Deutsche wie die Wehrmachtsangehörigen Feldwebel Anton Schmid und Major Karl Plagge, von dem und dessen später Ehrung in Darmstadt Fania wiederholt erzählt hat. Neuerdings befindet sich, ergänzend zu dem Modell einer Maline (ein unterirdisch geschaffener Raum, der als Versteck diente), das im Erdgeschoss zu sehen ist, im Dachgeschoss eine maßstabsgetreue Nachbildung.



Maria Mikulska, Juozas Stakauskas, Vladas Zemaitis

Zu Fuß gehen wir zu den Straßen, die zur Zeit der Nazi-Herrschaft im Großen Ghetto lagen. Da, wo man von der Pylimosträße in die Zemaitijostraße einbiegt, steht nach wenigen Metern ein durch seine rote Wandfarbe kenntliches Gebäude, die ehemalige Ghattobibliothek, geleitet von einem Bundisten aus Warschau, der 1939 nach Wilna geflohen war, Herman Kruk. 1944 wurde er in einem estnischen KZ ermordet. Kruk gab Losungen für die Benutzer der Bibliothek aus wie: „Das Buch nimmt Dich in Welten mit, die weit vom Ghetto entfernt sind“, „Das Buch kann Dich in Zeiten des Hungers sättigen.“ Schon nach nicht ganz zwei Monaten hatten sich etwa 2.000 Menschen als Leser registrieren lassen, die die Bibliothek so intensiv nutzten, dass am 13. Dezember 1942 ein Fest gefeiert wurde. Der Anlass: das einhunderttausendste Buch war ausgeliehen worden. Unvergessen ist das Strahlen, mit dem Fania erzählt, dass sie in einem Archiv ihren eigenen Leseausweis gefunden hat.

Das Gebäude erinnert aber auch daran, dass die Widerstandsgruppe dessen Keller zu Schießübungen nutzte.

Im Hinterhof der Bibliothek befand sich das Ghetto-Gefängnis. Der Umzug ins Ghetto war für sie, so Fania, und ihre Familie nur ein kurzer Weg: von einer auf die andere Straßenseite. Doch so kurz dieser Weg war, so groß war der Unterschied zwischen der Welt, in der sie bis zu diesem Tag gelebt hatte, und der, in der sie nun leben musste. Nur eine Stunde hatten die Menschen Zeit für den Umzug (im Gegensatz zu den Juden in Kaunas, die dafür zwei Tage Zeit bekamen). Mitgenommen werden durfte nur das, was die Menschen tragen konnten. Fantias Familie war in der Nähe der Bibliothek untergebracht, in einem Hof, der typisch ist für

²² Schwarzbuch, a.a.O. S.504f.

die vielen Hinterhöfe, die einen Durchgang von einer Straße zur anderen boten. Von hier aus ist es Fania am Morgen des 23. September 1943, an dem Tag, als das Ghetto liquidiert wurde, gelungen, zu fliehen und schließlich zu den Partisanen zu gelangen. Vom ersten bis zum letzten Tag hat sie im Ghetto gelebt.



Im ehemals jüdischen Viertel

Wenn die Autorin Sandra Studer die verwinkelten Höfe und die gewundenen Straßen beschreibt, zutreffender: Gassen, als Ursache des eigentümlichen Charakters des jüdischen Viertels, der dieses von den anderen Stadtteilen unterschied und „Ortansässige wie auswärtige Besucher in seinen Bann zog“²³, so ist doch gleichzeitig im Blick zu behalten, wie beengt und durch Armut geprägt das Wohnen, Leben und Arbeiten speziell in diesen Höfen war. Dass sich ein Großteil des Lebens draußen auf dem Hof abspielte, war diesen Verhältnissen geschuldet.

Die jiddischen Buchstaben an der Hauswand über einem Geschäft, in dem Brot und Kolonialwaren verkauft wurden, sind noch lesbar. Manche in der Reisegruppe fragen sich, warum der Name der Straße, die nach dem großen jüdischen Bibliothekar Matitjahu Straschun (1817 – 1885) benannt war, nicht erhalten geblieben ist. Der jetzige Name erinnert an die litauische Schriftstellerin Julia Zemaité (1845 – 1921), die nach dem Aufstand 1863, aus halbpolnischem Kleinadel stammend, einen litauischen Leibeigenen geheiratet und in ihrem literarischen Werk die litauische Sprache und Kultur gegen die russische und preußische Vormacht zu bewahren versucht hat. Was ist der Grund für die Umbenennung? Eine wiederholt geäußerte Vermutung ist, dass damit die Erinnerung an das den Litauern von den Russen bzw. Sowjets zugefügte Leid die Erinnerung an das den Juden von den Deutschen, Litauern und Sowjets zugefügte Leid überlagert bzw. verdrängt hat.

Weiter geht es zur Rudninkustraße/ Ecke Allerheiligenkirche. Hier befand sich das Tor, durch das die Arbeitskolonnen, die außerhalb des Ghettos eingesetzt waren, abends zurückkehrten. In den Erzählungen Fantias dominieren zwei Erinnerungen: der Einfallsreichtum, lebenswichtige Dinge wie Kartoffeln oder Waffenteile ins Ghetto zu schmuggeln, und die Furcht vor dem Sadismus des Ghettokommandanten Franz Murer, im Zivilberuf Landwirt.

Mit dem Namen dieses Mannes aber verbindet sich exemplarisch auch die Nachsicht der Nachkriegsjustiz. Murer war 24 Jahre alt, als er 1941 Adjutant des Gebietskommissars Hingst wurde. Er war für „jüdische Angelegenheiten“ zuständig und wegen seines Sadismus allgemein gefürchtet. 1948 wurde er in Vilnius zu 25 Jahren Zwangsarbeit verurteilt. 1955 wurde er jedoch nach den Vorgaben des sowjetisch-österreichischen Staatsvertrages nach Österreich überstellt und dort nicht weiter belangt, weil, so die Ansicht der österreichischen Justiz, die Jahre in sowjetischer Haft mit dem Faktor drei multipliziert werden müssten. Damit galt die Strafe Murers als verbüßt. Eher zufällig war Simon Wiesenthal darauf aufmerksam geworden, dass Franz Murer in Österreich lebte, obwohl er nicht auf der Liste der von der Sowjetunion an Österreich überstellten Kriegsverbrecher vermerkt war. Unter

²³ Sandra Studer, *Erinnerungen*, a.a.O., S.59.

Benennung bislang nicht berücksichtigter Zeugen konnte Wiesenthal erreichen, dass Murer erneut der Prozess gemacht wurde. Die Anklage lautete auf eigenhändigen Mord in fünfzehn Fällen. Das Urteil des Geschworenengerichts in Graz aber lautete 1963 auf Freispruch. Gegen dieses Urteil gab es vielfältigen Protest, jedoch ohne Erfolg. Das Landgericht wies eine Nichtigkeitsklage gegen den Freispruch ab und stellte das Verfahren 1974 endgültig ein. So konnte der 1912 geborene Murer weiterhin unbehelligt in Gaishorn am See leben, konnte Bezirksbauernvertreter der ÖVP werden und war, als er 1994 starb, eine geachtete öffentliche Person.²⁴

Der Rundgang endet am andren Ende der Rudninkustraße, wo wir durch ein Tor in einen Innenhof gelangen und vor einem Gebäude stehen, an dessen Wand eine Tafel informiert: Von 1918/19 an hat sich hier das jiddische Realgymnasium befunden. 1941 machte die deutsche Besatzungsmacht es zum Sitz des sog. Judenrates, dessen Vorsitzender Jacob Gens wurde.

Fania ist hier zur Schule gegangen. Zu den ihr besonders wichtige Erinnerungen gehört folgende, die zeigt, in welchem Geist die Schüler hier erzogen wurden: Wie kann es gelingen, in dieser Situation der Bedrohung, des Hasses, der Gewalt und der Verrohung sich Menschlichkeit zu bewahren? Jeder, der im Ghetto gezwungen war zu leben, erlebte Gewalt. Alle waren in ständiger Angst: Was würden die Nazis als Nächstes tun? Viele starben an Entkräftung und Hunger. Wer außerhalb des Ghettos arbeitete, erhielt dort auch etwas zu essen. Doch was war mit den Menschen, die nicht außerhalb des Ghettos arbeiten konnten, die harte körperliche Arbeit nicht gewohnt oder zu alt waren? Zu ihnen gehörten auch die Lehrer/innen. „Wir begannen eine Hilfsaktion“, so Fania. „Einer brachte eine Kartoffel, ein anderer ein Löffelchen Salz, Grütze usw. So sammelten wir Lebensmittel und brachten sie unseren früheren Lehrerinnen und Lehrern. Als ich zum ersten Mal meiner Lateinlehrerin Betja Grossmann Essen brachte, schmunzelte die. Sie wusste, dass ich kein Latein mochte. Und sie schien mitbekommen zu haben, dass ich sie die Schlange nannte, weil sie eine Brille trug. >Wie, du bringst mir, der Schlange, Essen?<, fragte sie mich.“ Die Lehrerin hat überlebt. Für sie war diese Hilfe neben der materiellen Unterstützung, vor allem eine moralische Hilfe, ein Lichtblick, der ihren Lebens-, ihren Überlebenswillen stärkte.

Freitag, 22. September

Ihre **Stadtführung** beginnt Janina Matuiziene mit einer Selbstvorstellung: Nach einem Germanistikstudium war sie Lehrerin. Anschließend arbeitete sie als Übersetzerin u.a. für die Deutsche Welle, bevor sie in ihr jetziges Amt als Generalsekretärin des Litauischen Gewerkschaftsbundes (LPSK), des größten Gewerkschaftsverbandes im Land, gewählt wurde. Um die Rente im bevorstehenden Ruhestand aufbessern zu können, habe sie eine Ausbildung zur Stadtführerin gemacht. Anspruchsvoll sei diese gewesen; ihr Mann habe zu ihr, während sie für die Prüfungen lernte, gesagt: „Das ist ja wie ein Studium an der Universität. Ich bin“, fügt sie hinzu, „stolz darauf, das geschafft zu haben, wie wir Litauer ohnehin ein stolzes Volk sind.“



Stadtgang mit Janina Matuiziene

²⁴ siehe den Bericht von Simon Wiesenthal im Spiegel 33/ 1967

Von dem Ausgangspunkt der Stadtführung in der südwestlichen Ecke des Kathedralenplatzes hat man einen guten Blick auf die Gebäude, deren Geschichte Janina beschreibt. Da ist

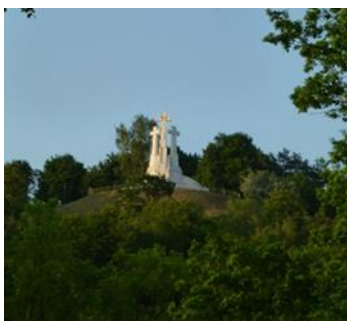


Kathedrale in Vilnius mit Glockenturm

zunächst der frei stehende Turm neben der Kathedrale. Mit seinen vier Stockwerken war er der Wehrturm der einstigen Burganlage, die Fürst Gediminas Anfang des 14. Jahrhunderts bauen ließ. Mit dem Namen dieses Fürsten, an den ein 1996 errichtetes Denkmal auf dem Platz erinnert, verbindet sich die Gründung der Stadt Vilnius im Jahre 1323, der Legende nach angeregt durch einen Traum, den Gediminas nach einer Jagd hatte. Gediminas, der von

1316 – 1341 regierte, habe sich, wie es heißt, an der Mündung der Vilnia in die Neris unterhalb eines Berghügels schlafen gelegt, denn die Jagd hatte zu lange gedauert, um noch nach Trakai in seine Burg zurückzukehren. In dieser Nacht habe Gediminas geträumt, dass er versucht habe, einen riesengroßen, heulenden Wolf zu töten. doch seine Pfeile seien von dessen eisernem Panzer abgeprallt. Der von Gediminas herbeigerufene heidnische Großpriester habe den Traum gedeutet: „Der eiserne Wolf steht für eine Burg, die du auf diesem Berg errichten sollst. Sie wird ebenso unbezwingbar sein wie dieser gepanzerte Wolf. In ihrem Schatten wird eine Stadt entstehen, die so prachtvoll und reich sein wird, dass ihr Ruhm in die ganze Welt hinausschallt wie das durchdringende Heulen des eisernen Wolfes.“²⁵

Der Blick geht hinauf zum Gediminasturm, dann wieder abwärts zu dem großen Gebäude mit den klassizistischen Säulen vor dem Eingang: der St. Stanislaus-Kathedrale. Die war in der Sowjetzeit seit 1956 Gemäldegalerie und Konzertsaal. 1988 wurde sie an die Kirche zurückgegeben. Daneben



Drei Kreuze auf dem Schlossberg

befindet sich wieder das Königsschloss, das Anfang des 16. Jahrhunderts gebaut, mehrfach zerstört und 1801 gänzlich zerstört wurde. 2000 hat das litauische Parlament dessen Wiederaufbau beschlossen, seit 2013 dient es als Museum und als Ort für repräsentative Empfänge. Eine ähnlich wechselvolle Geschichte haben die drei Kreuze auf dem Schlossberg über der Stadt. Jogaila, der Litauen von 1377 – 1434 als Großfürst regiert hat, hatte nach seiner Hochzeit mit der polnischen Thronerbin Jadwiga und seinem damit verbundenen Übertritt zum Christentum 1386 drei Kreuze errichten lassen zum Gedenken an von seinem Vater 1333 ermordete Franziskanermönche, die Litauen zu missionieren versucht hatten. Nach einer anderen Legende wurden die drei Holzkreuze schon 1333 errichtet zur Abschreckung für diejenigen, die neuerlich versuchen sollten, Litauen zu missionieren. Zweimal, nach dem Aufstand 1863 und zu Beginn der sowjetischen Zeit, haben die Machthaber die Kreuze entfernen lassen. Heute sind die auf dem Hügel



Der Gediminasturm

²⁵ Aus: Die Legende vom Eisernen Wolf; in: Bodo Thöns: Litauen entdecken – Europas neuer Mittelpunkt im Baltikum, Berlin 2006, S.77.

stehenden gewaltigen weißen Steinkreuze des polnisch-litauischen Künstlers Antoni Wiwulski wie in der polnischen Zwischenkriegszeit kilometerweit zu sehen²⁶.

Beim Hören dieser Daten gehen die Gedanken zurück zu Janinas Selbstvorstellung. Was sie uns erklärt, hat sie in der Schule nicht gelernt. Und in den Jahrzehnten danach hat sie Gegenteiliges vor Augen gehabt.



Erinnerung an die Menschenkette 1989

Sie führt uns an der Kathedrale vorbei und weist auf zwei in den Boden eingelassene Fußabdrücke hin, die an die mehr als 600 km lange Menschenkette erinnern, mit der zwei Millionen Menschen – Litauer, Letten und Esten – am 23. August 1989, dem 50. Jahrestag des Hitler-Stalin-Paktes, von Vilnius über Riga bis Tallinn für die Unabhängigkeit der Baltischen Staaten demonstriert haben.

Unter dem Königsschloss werden Ausgrabungen vorgenommen.

Wir gehen weiter zur St. Annenkirche, die von der Bruderschaft deutscher Kaufleute Anfang des 16. Jahrhunderts in Auftrag gegeben wurde und in vielen Reiseführern als schönste Kirche von Vilnius, ja als eines der schönsten Bauwerke der Gotik in Europa bezeichnet wird. Neben der Kirche erinnert ein Denkmal an Adam Mickiewicz (1799 – 1855), den polnischen Nationaldichter und Vorkämpfer für ein freies Europa.



St. Annenkirche



Denkmal für Adam Mickiewicz

Mickiewicz hat an der Universität von Wilna, das seit der 3. Teilung Polens 1795 zu Russland gehörte, studiert und in dieser Zeit seine berühmten Werke geschrieben. In einer Vorlesung an der Sorbonne in Paris hat er das Schicksal Polens mit dem Israels verglichen: „Das aus der Welt gedrängte Polen konnte sich nur in einer Richtung ausdehnen: zum Himmel hin. Diese Nation, die sich in einer Folge unaufröhrlicher Leiden zu ihrem Gott erhebt, ... hat sich mit ihm (Israel) verbunden und ihm in ihrem Schoß eine Stiftshütte bereitet“²⁷. Mickiewicz bezeichnet Israel als den „älteren Bruder“, dem „Hochachtung, Brüderlichkeit, Hilfe auf dem Weg zu seinem ewigen und irdischen Wohl“ geböhrt, und dem „ein in allem gleiches Gesetz“²⁸ zusteht (Rom, den 29. März 1848). An der Annenkirche und der dahinter liegenden Bernhardinerkirche vorbei kommen wir in den Stadtteil Uzupis. Über Jahrhunderte hinweg war Uzupis bis 1941 ein jüdischer Stadtteil, der nach dem Krieg weithin dem Verfall preisgegeben war. In der Sowjetzeit war es ein Treffpunkt für Dissidenten. Am 23. August

²⁶ vgl. Verena Dohrn, Baltische Reise – Vielvölklerlandschaft des alten Europa, Frankfurt am Main 1994, S.221.

²⁷ Adam Mickiewicz: Vorlesungen über slawische Literatur und Zustände – Viertes Jahr, Vorlesung XIII; in: Der Fremde als Nachbar – Polnische Positionen zur jüdischen Präsenz, Texte seit 1800; Hrg. von Francois Guesnet, Frankfurt am Main 2009, S. 84.

²⁸ Adam Mickiewicz: Zusammenstellung der Regeln; in: Der Fremde als Nachbar, a.a.O. S.87.

1988, dem Jahrestag des Hitler-Stalin-Paktes, fand hier eine Demonstration für die Unabhängigkeit Litauens statt. Bis zur Durchführung freier Wahlen und der Erklärung der Unabhängigkeit am 11.3.1990 dauerte es noch gut 1 ½ Jahre.

Den Eingang von Uzupis markiert ein Straßenschild, das zeigt, was von dem Besucher erwartet wird. Ein Smiley ist neben der Tempobeschränkung auf 20 km/h und der Warnung



Uzupis

vor dem Sturz in die Vilnia abgebildet. Berühmt wurde Uzupis als eine alternative Künstlerszene sich in dem von Armut geprägten Stadtteil niederließ und diesen zur freien Republik Uzupis mit eigener Verfassung und eigenem Außenminister erklärte. Mittlerweile hat sich viel geändert, auch der Bürgermeister der Stadt hat hier ein Haus. Aber die Verfassung gilt weiterhin. Ihre Artikel sind in mehreren Sprachen an einer Wand zu lesen, auf Spiegelglas gedruckt, damit sich der Leser, die Leserin immer auch selber erkennen und gefragt sehen kann.

Nach einer kurzen Kaffeepause geht es zurück in Richtung Kathedralenplatz, vorbei an der Universität und dem Präsidentenpalast.

Um 17.00 Uhr beginnt im jüdischen Zentrum in der Pylimo das **Konzert** mit Roswitha Dasch und Katharina Müther, sowie (zum zweiten Mal) Annette Siebert und Thomas Siebert. Seit 2011 haben wir vor allem die Überlebenden eingeladen. Zum ersten Mal fällt das Konzert auf Rosh Hashana, das jüdische Neujahrsfest. Der Heifetz²⁹-Saal ist bereits bis nahezu auf den letzten Platz besetzt – doch unter den Anwesenden finden wir kaum jemand, der uns bekannt ist. Viele Überlebende sind gestorben, viele können das Haus nicht mehr verlassen – auch hier erleben wir, dass die Begegnung mit Zeitzeugen kaum noch möglich ist.

Gisela Weissinger, von Janina dankenswerterweise übersetzt, begrüßt die Anwesenden, unter ihnen eine große Gruppe aus Israel, stellt die Teilnehmer der deutschen Gruppe vor und erinnert an die zahlreichen Begegnungen mit Überlebenden, deren Zeugen wir sein werden, wenn die Zeitzeugen nicht mehr da sind, „denn wir haben über Jahre hin das Gespräch mit ihnen führen können. Uns Nachgeborene hat die Auseinandersetzung mit den Verbrechen des Nationalsozialismus bis heute durchs Leben unmittelbar begleitet. Jetzt und in Zukunft ist es Aufgabe der nachfolgenden Generationen, die Erinnerung wach zu halten. Denn die Erinnerung endet nicht mit dem letzten Zeitzeugen, der letzten Zeitzeugin. Zu fordern: >Das darf nie wieder geschehen<, reicht nicht. Erschrocken an Gedenktagen sich an die in deutschem Namen begangenen Verbrechen zu erinnern, reicht nicht. Ein ritualisiertes Erinnern ohne aus dem Geschehenen zu lernen, feiert nicht davor, dass vergleichbare Verbrechen nicht wieder möglich sind. Auch wenn es schwerfällt, so ist und bleibt es die Pflicht der Nachfolgenden, von den Verbrechen zu wissen, genau zu wissen von dem, was möglich war und geschehen ist. Wer von einem Täter sagt: Der kann kein >normale< Mensch sein, muss sich sagen lassen: Doch, die Täter damals waren keine >Monster<, auch sie waren ganz >normale< Menschen – so, wie jeder Täter ein ganz >normaler< Mensch ist. Was damals zu den Verbrechen geführt hat, kann jeden Tag erneut geschehen: millionenfaches Ausgrenzen, Ausrauben, Demütigen und millionenfacher Mord, auch wenn sich nichts eins zu eins wiederholt. Der Nationalsozialismus mit seinen Verbrechen

²⁹ Benannt nach dem in Vilnius vermutlich 1901 geborenen berühmten Violinisten Jascha Heifetz, der 1987 in Los Angeles, USA gestorben ist.

und der Weg, der zu ihm geführt hat, zeigen uns: Das Eis der Zivilisation ist dünn, sehr dünn. Neid, Hass, Gier, Geltungssucht, Zerrbilder, Feigheit, Egozentrik und Gleichgültigkeit kennen keine Grenzen. Und sie können jederzeit, da wo sie eskalieren, zu Zerstörung und Mord führen. >Du sollst nicht töten, nicht morden< ist genau deshalb das Gebot, um das sich alle anderen Ge-, vor allem aber Verbote der Schrift legen, wie die Schalen um den Kern einer Zwiebel. Dieses zu lernen ist eine zivilisatorische Aufgabe, eine Aufgabe, die diejenigen lehren wollen, die vor uns waren, es bewährt und erprobt haben in der Erfahrung von Verfolgung und Ausgrenzung. Diese zivilisatorische Errungenschaft zu lernen und sie im eigenen Handeln zu bewähren, ist eine Aufgabe jeder Generation, jedes einzelnen Menschen – ein Lernen, das nie an ein Ende kommt. So schwer es auch fällt, zu lesen, zu hören, was Menschen Menschen angetan haben - nur wer weiß, was geschehen ist, was Menschen getan haben und wozu sie fähig waren, der weiß, was jeder Zeit wieder möglich ist. Denn nur wer das weiß, kann auch lernen. Und nur wer im Anderen den Mitmenschen erkennt, denjenigen, der meine Solidarität braucht, für dessen Wohlergehen ich mitverantwortlich bin, wer versteht, dass wir alle Teil einer Menschheit sind, wo immer wir leben, welche Hautfarbe wir haben und welche Sprache wir sprechen, so verschieden wir auch sind, der weiß, dass es auch an ihm/an ihr liegt, dass das dünne Eis der Zivilisation nicht erneut einbricht und zur Barbarei führt. Menschlichkeit ist immer die Aufgabe jeder und jedes Einzelnen, sie ist nie selbstverständlich. Und es sind die Erfahrungen der Opfer und derer, die den Verfolgten geholfen, sie versteckt und geschützt haben, und derer, die sie heute wieder verstecken und schützen, die bedenkend und lernend jedem Menschen vor Augen führen: Es ist meine Entscheidung, es ist mein Handeln, meine Antwort, von der es abhängt, wohin diese Welt sich entwickelt: zu einer Welt mit menschlichem Gesicht oder zu einer verrohten, zerstörten Welt. Ich muss und ich kann mich entscheiden, weil es keine Situation gibt, die ohne die Möglichkeit der Entscheidung ist.

Dass die Überlebenden auch das Gespräch mit Deutschen, trotz allem, was sie erleiden mussten, geführt haben und führen, dafür sind wir dankbar. Als ein kleines Zeichen dieses Dankes haben wir in den vergangenen Jahren die Konzerte hier im jüdischen Zentrum verstanden – und so möchten wir auch dieses Konzert verstehen.“



Jüdisches Zentrum - Gespräche nach dem Konzert

Samstag, 23. September

Nach dem Frühstück geht es zu Fuß zum Haus der **Gewerkschaft LPSK**, günstig gelegen in der J.Jasinskiostraße - das Gebäude des litauischen Parlaments ist gleichsam in Rufweite. Stolz sei sie, uns in diesem Gebäude empfangen zu können, sagt die **Generalsekretärin Janina Matuiziene** zu Beginn ihres Vortrages, denn ihre Gewerkschaft habe klug gewirtschaftet angesichts des Bedeutungsverlustes der Gewerkschaften seit der Unabhängigkeit. Man habe sich auf dieses eine Haus konzentriert und durch die Vermietung des Erdgeschosses regelmäßige Einnahmen, die man zur Finanzierung brauche. Die LPSK habe zwar mehr Mitglieder als die anderen beiden Gewerkschaftsbünde. Aber angesichts der Tatsache, dass in Litauen nur 15 % der Arbeitnehmer gewerkschaftlich organisiert sind, doch zu wenige, um Arbeit, Personal und Räume aus den Mitgliedsbeiträgen finanzieren zu können. Die meisten Litauer dächten bei dem Wort Gewerkschaft immer noch an die sowjetische Zeit. Von den 26 Branchenverbänden, die in der LPSK zusammengeschlossen sind, ist die Branche der Lehrer die mitgliederstärkste.

Das größte aktuelle Problem Litauens sieht Janina Matuiziene im Bevölkerungsrückgang. Seit der Unabhängigkeit hat Litauen knapp ein Drittel seiner Bevölkerung verloren. Ein kurzer Rückblick hilft zum Verständnis: In den ersten Jahren nach der Jahrtausendwende blühte Litauens Wirtschaft. Besonders die Bauunternehmen hatten Konjunktur, man sprach schon von den drei baltischen Tigern. Die Kehrseite: Die Jungen wollten eigene Wohnungen und nahmen Kredite auf. Dann kam die Bankenkrise 2008. Die Jungen gingen ins Ausland, zuerst in der Absicht, mit dem im Ausland verdienten Geld nach Litauen zurückzukehren. Daraus aber wurde nichts, wie Janina bei einem ihrer beiden Söhne selbst erlebt. Seit 13 Jahren lebt und arbeitet ihr Sohn in England als Koch. Mit einer Rückkehr nach Litauen rechnet sie nicht mehr. Und: Seine Kinder wie auch die vieler anderer Emigranten lernen nicht mehr die litauische Sprache. Eine Verständigung zwischen Großeltern und Enkeln ist kaum noch möglich. Mehr als 83.000 junge Leute sind 2010 ausgewandert, nur 5.200 sind nach Litauen gekommen. 2016 waren es gut 50.000, die ausgewandert sind und 20.000, die nach Litauen (zurück) kamen. Die Arbeitslosigkeit in Litauen liegt heute bei 8%, 14,5% davon sind zwischen 16 und 29 Jahre alt. Bei den über 50jährigen sind 60% der Arbeitslosen Frauen, viele ohne Qualifikation (42%). Der Mindestlohn beträgt in Litauen 350€, der Durchschnittslohn 757€. Die durchschnittliche Rente liegt bei 266€. Jeder vierte Litauer lebt unter der Armutsgrenze. Mittlerweile hat auch die Regierung den Bevölkerungsrückgang als eine Frage der inneren Sicherheit erkannt. Das änderte aber bisher nichts an ihrer völlig verfehlten Politik, speziell im Bildungsbereich. Fast 100% eines Jahrgangs machen Abitur, studieren, erlernen akademische Berufe, werden z.B. Juristen oder Manager. Von denen aber gibt es inzwischen viel zu viele im Land. Woran es fehlt, sind einfache Arbeiter und Handwerker. Das Bildungssystem geht an den Bedürfnissen des Arbeitsmarktes völlig vorbei. Ein weiterer Aspekt, der ihr Sorge bereitet, ist die Abwanderung in die Stadt. Die Stadt Vilnius wächst, die Dörfer sterben. Sie kennt ein Dorf mit neun Häusern. Sieben davon stehen leer. „Und wir essen Äpfel und Erdbeeren aus Polen.“

Sie berichtet, wie sie und ihre Gewerkschaft mit allen ihren Kräften gegen die (Neo-)Liberalisierung gekämpft haben, die ausgerechnet von einem sozialdemokratischen Premierminister betrieben wurde. Ja, dieser habe versucht, die Gewerkschaften zu verhöhnen („Gibt es überhaupt noch Gewerkschaften?“) und Gewerkschafter als Spione Russlands diffamiert. Die Quittung hätten die Sozialdemokraten bei der letzten Wahl erhalten, bei der sie mehr als die Hälfte ihrer Wähler verloren haben. Von den Wahlberechtigten sind mehr als die Hälfte nicht mehr zur Wahl gegangen. Die Wahlbeteiligung lag bei 43 %.

Zu den Forderungen der Gewerkschaft gehören u.a.:

- Keine weitere Erhöhung der Steuern und keine Einführung neuer Steuern
- Eine Reform des Renten- und Pensionssystems,
- sowie der Ausgaben des öffentlichen Sektors
- Maßnahmen zur Verringerung bzw. Verhinderung von Arbeitslosigkeit
- Verbesserung der sozialen Dienste, Pflegeheime und kostenlose Mahlzeiten für Schüler (2014 haben 30% aller Schüler ein kostenloses Mittagessen in Anspruch genommen).

Man kann nur mit ihr hoffen, wenn sie sagt: „Aber ich hoffe, wir schaffen es, die Schwierigkeiten zu bewältigen. Wir sind ein fleißiges Volk. Und wir sind stolz, dass man in der EU sagt, auf die Litauer sei Verlass“. (bezogen auf die Finanzen).

Eine Frage bleibt nicht aus: Machen ihr die russischen Manöver an der Grenze Angst?

„Nein,“ antwortet sie, „wir fühlen keine Angst, wir sind Mitglied der NATO.“

Zu diskutieren gäbe es noch eine Menge, aber die Zeit drängt. Janina begleitet die Gruppe zum **KGB-Museum** auf dem Gedimino-Prospekt. Auf dem Weg dorthin blicken wir auf das Parlamentsgebäude. Janina erzählt, wie sie in ihrer Schule die Kämpfe im Januar 1991³⁰ erlebt hat. Die Schüler haben zwei Wochen frei bekommen und die Lehrer haben für die Demonstranten gekocht. Sie zeigt uns, wo die Barrikaden gestanden haben. Heute hängt die Flagge am Parlamentsgebäude auf Halbmast, der 23. September ist in Litauen Holocaustgedenktag.

Der Gedimino Prospekt hieß nicht immer so. Zeitweilig war er die Georgsstraße. In den 1920er Jahren, in der Zeit der Zugehörigkeit zu Polen, hieß er Adam -Mickiewicz-Straße, dann wurde die Straße nach Adolf Hitler, später nach Stalin und auch zeitweilig nach Lenin benannt.

Das Museum, das an die Verbrechen der Sowjetunion erinnert, heißt offiziell Genozidmuseum. 1992 ist es auf Initiative ehemaliger politischer Gefangener entstanden. 1899 als Gerichtsgebäude errichtet, war dort von 1944 – 1990 das Hauptquartier des KGB in Vilnius untergebracht, wie zuvor drei Jahre lang das Hauptquartier der örtlichen Gestapo. Im Erdgeschoss informieren Tafeln über die Arbeit des KGB, aber auch über den bewaffneten antisowjetischen Kampf der litauischen Partisanen von 1944 – 1953 und den zivilen



KGB-Museum in Vilnius - Namen von Opfern

Widerstand, darunter den der am 25. November 1976 gegründeten Helsinki-Gruppe, zu deren Gründern Viktoras Petkus, ein ehem. politischer Häftling, der katholische Priester Karolis Garuckas, der Physiker Eitanas Finkelsteinas, die Schriftstellerin und politisch Verfolgte Ona Lukauskaite-Poskiene und der Schriftsteller Tomas Venclova gehörten. Im Untergeschoss sind die Räume der Aufseher zu sehen, die Zellen der Gefangenen und die Folterkammern, in einem Nebentrakt auch der Erschießungsort. Namen von Opfern sind auf den äußeren Mauersteinen des Gebäudes festgehalten, russische, litauische Namen, auch einige deutsche, Namen von Menschen, die meist Ende der 1940er Jahre umgebracht wurden.



Grüne Brücke - 2015 entfernte Standbilder

Der dem Museum gegenüber liegende Park war im 19. Jh. ein Ort öffentlicher Hinrichtungen. 1944 bis '47 wurden hier Oppositionelle hingerichtet, 1957 auch der Kommandant der litauischen Freiheitskämpfer Adolfas Ramanauskas. In der Folgezeit wurde der Platz zu einem Park umgestaltet mit einer Leninstatue als Mittelpunkt. Jetzt wird der Park erneut umgestaltet mit einer Reiterstatue im Mittelpunkt. Wie dem Lenindenkmal ist es inzwischen auch den Standbildern auf der Grünen Brücke, der Nerisbrücke, ergangen. Nach dem 2. Weltkrieg war die Brücke in der Stalinzeit mit den vier Standbildern gebaut worden. „Den „Optimismus der sowjetischen Zukunft“ sollten die Figuren zum Ausdruck bringen, jede der vier eine andere Gruppe der Gesellschaft darstellend:

³⁰ Der 13. Januar 1991 ist in der litauischen Erinnerung tief verankert als der „Blutsonntag von Vilnius“, als 14 singend für die Unabhängigkeit demonstrierende Menschen von sowjetischen Panzern überrollt und getötet worden sind und mehr als 1000 verletzt.

Bauern, Industrie, Wissenschaft und - natürlich – Soldaten“.³¹ Im Juli 2015 wurden sie entfernt.

Viele der an die Stalinzeit erinnernden und inzwischen aus dem Stadtbild entfernten Skulpturen sind heute im Gruto-Parkas, von Litauern auch „Stalin-World“ genannt, zu sehen, „von Stacheldraht umzäunt, von Gulag-Türmen umstellt und ... über Lautsprecher mit Marschmusik beschallt“³². Es scheint, als sollen alle Erinnerungen an die Sowjetzeit aus dem Stadtbild beseitigt werden.

Nach einem gemeinsamen Essen mit typisch litauischen Gerichten verabschiedet sich Janina Matuiziene von der Gruppe mit einem wörtlich zu nehmenden „Auf Wiedersehen“.

Mit einem Besuch bei **Fania Brancovskaja** in ihrer kleinen Ein-Zimmer-Wohnung in einem Wohnblock auf der gegenüberliegenden Seite der Neris beschließen wir die Tage in Vilnius. Als wir eintreffen, verabschieden sich gerade die Musiker/innen von Fania. „Viel Kraft, Fania, du wirst noch gebraucht“, sagt eine von ihnen zum Abschied. Und als ob Fania das bestätigen wollte, sprudelt es aus ihr heraus. „Was will ich sagen?“ Und dann sagt sie, was ihr wichtig ist: Dass es in jedem Volk verschiedene Menschen gibt, Menschen wie Franz Murer, aber auch wie Major Plagge. Fania spricht Jiddisch, mit Rücksicht auf die deutschen Zuhörer eines, das diese verstehen können, das meiste jedenfalls. Zwischendurch bringt sie Tee und Schokolade – und eine Zeitschrift, in der sie anlässlich der Verleihung eines Ordens zusammen mit der amtierenden litauischen Präsidentin abgebildet ist. Auf die nicht ernst gemeinte Frage, ob bei der Bildunterschrift die Ämter nicht vertauscht worden seien, Fania also besser die Präsidentin wäre, wehrt sie energisch ab: „Ich, Präsidentin? Kommt nicht in Frage. Ich habe keine Zeit dafür. Ich habe zu arbeiten, einen Tag in der Woche in der Universität, Abteilung Jiddisch, und einen Tag im Verband für die Überlebenden der Ghettos von Kaunas und Wilna.“ Sie sagt es und lacht aus vollem Herzen. Zwischendurch klingelt das Telefon. Ein Gesprächstermin mit einer polnischen Journalistin in der nächsten Woche muss bestätigt werden. Als die Besucher schon aufgestanden sind, beantwortet Fania noch die Frage, wer auf den Bildern und Fotos in ihrem Zimmer zu sehen ist: Ein Foto zeigt ihren verstorbenen Mann Michal, den sie bei den Partisanen kennen gelernt hatte.



Fania Brancovskaja (li.) erinnert an Major Karl Plagge

Es ist gut, jetzt gemeinsam zu Fuß zurück auf die andere Seite der Neris zu gehen. „Eine tolle Frau, diese Fania, ein Energiebündel“, kommentiert ein Mitglied der Gruppe den Besuch.

„Fragt mich“ – damit hat Fania, die bis zu ihrer Pensionierung beim Amt für Statistik gearbeitet hat, über Jahre hin viele Menschen, junge und ältere, ermuntert und aufgefordert, erfahren zu wollen vom Schicksal der Juden in Vilnius. Und auch jetzt sind es

³¹ Litauen-blog 24.7.2015

³² ARD-Beitrag – Planet Wissen vom 25.1.2018

die Fragen und die interessierten Menschen, die ihr immer wieder neu Energie zu geben scheinen.

Sonntag, 24. September

Früh am Morgen, ausgestattet mit Lunchpaketen und allem, was man für ein Picknick



Siauliai - Berg der Kreuze

unterwegs benötigt, brechen wir auf zur Weiterfahrt mit dem Bus nach Riga. Das Land ist flach und dünn besiedelt, keine Städte und nur wenige Dörfer und Höfe, die Straßen nahezu leer. Einen Zwischenstopp machen wir in Siauliai am „**Berg der Kreuze**“.

Ungefähr 12 Kilometer entfernt von der Stadt befindet sich der über und über mit Kreuzen unterschiedlicher Größe und Gestalt bedeckte Berg, manche Kreuze sind aus Holz, andere aus Metall, wieder andere aus Plastik, manche schlicht, andere mit Ornamenten verziert, mit Rosenkränzen behängt,

Heiligenbildern oder Kunstblumen geschmückt, viele mit einer Inschrift versehen oder dem Bild Verstorbener. Eine schmale Treppe führt auf den Hügel und auf der gegenüberliegenden Seite wieder hinunter, rechts und links davon weitere und noch engere Gassen. Jeder Windhauch löst ein Klingeln und Sirren in unterschiedlichen Tonlagen aus.

Wo jetzt die Kreuze stehen, soll sich in vorchristlicher Zeit eine Burg befunden haben. Mitte des 19. Jahrhunderts wurden die ersten Kreuze als Ausdruck des Widerstands gegen die Herrschaft des russischen Zaren aufgestellt und als Erinnerung an die während des Aufstands ums Leben gekommenen. Als dann unter Stalin mehr als 350.000 Menschen aus den drei baltischen Staaten deportiert und ermordet wurden, wuchs die Zahl der Kreuze weiter. Wieder und wieder ließen die Machthaber die Kreuze zerstören. Doch jedes Mal waren wenig später erneut Kreuze aufgestellt.

Nach der Unabhängigkeit 1991 wurde der „Berg der Kreuze“ von Papst Johannes Paul II. zu einem Wallfahrtsort erklärt. Heute befindet sich in unmittelbarer Nähe des Berges ein Kloster der Franziskaner, die seit 2000 den Berg auch betreuen.

In **Riga** angekommen, steht auf dem Programm ein „Literarischer Stadtgang“ zur ersten Orientierung, verbunden mit dem Vortrag von literarischen Texten an markanten Stellen. Doch statt eines Gangs durch die Stadt findet ein Wechsel der Plätze im engen Umfeld des Hotels statt – und ein fortwährendes Schrumpfen der Zahl der Zuhörenden. Was bleibt ist, dass der vortragende Matthias Knoll die wenigen noch verbliebenen Teilnehmer bekannt gemacht hat mit einem in Deutschland, genauer vielleicht: im Westen Deutschlands, bislang unbekanntem jiddischen Dichter: Mark Rasumny, geboren am 24. September 1896, vor 121 Jahren also, im litauischen Zagari. Rasumny besuchte das Russische Gymnasium in Riga, arbeitete nach dem Ersten Weltkrieg drei Jahre in Hamburg bei einer Bank, kehrte nach Riga zurück, bereiste als Korrespondent einer jiddischen Zeitung mehrere europäische Länder und auch Amerika, übersetzte Lion Feuchtwangers „Jud Süß“ und Erich Maria Remarques „Im Westen nichts Neues“ ins Jiddische und veröffentlichte ab 1924 mehrere Bände mit Novellen. 1975 erschien im Union-Verlag ein Band mit Geschichten (Originaltitel „Brejter di

trit!“), die Jürgen Rennert ins Deutsche übersetzt hat. Die Geschichten erinnern in Form und Aussage an Martin Bubers Chassidische Geschichten. Gestorben ist Mark Rasumny 1988³³. Sein Name verdient behalten zu werden, ebenso der Name des Übersetzers: Jürgen Rennert, Jahrgang 1943, arbeitet seit 1975 als freier Schriftsteller und Übersetzer. Auf dem VIII. Schriftstellerkongress der DDR 1978 zitierte er die Dichterin Rose Ausländer, die 71jährig in einem Düsseldorfer Altersheim lebte und der er sich verbunden wusste.

1985 erschien ein weiterer Band mit Texten von Mark Rasumny unter dem Titel „Eine Welt voller Wunder“, aus dem Jiddischen ebenfalls übersetzt von Jürgen Rennert.



Schwarzhäupterhaus in Riga

Montag, 25. September

Ein etwas ausgedehnter Fußweg führt uns vom Hotel Konventa Seta zum Büro der **Friedrich-Ebert-Stiftung**.

Im Gespräch mit Kristis Sukewicz, Referent bei der Stiftung, steht das Verhältnis der im Land lebenden lettischen und russischsprachigen Bevölkerungsteile im Vordergrund. Lettland hat im Zweiten Weltkrieg ein Drittel seiner Bevölkerung verloren. Der Anteil der gebürtigen Letten an der Gesamtbevölkerung war nach dem Krieg von 77 % auf 52 % gesunken, weil der Anteil der Russen gewachsen war, die entweder freiwillig nach Lettland gekommen oder zwangsumgesiedelte waren (ca. 700.000). Gefühlt waren jetzt die Letten eine Minderheit im eigenen Land.

Umstritten ist im Zusammenleben die Deutung der Geschichte – der Begriff Okkupation, mit dem die Letten die Sowjetzeit belegen, wird von den Russen abgelehnt. Zum Gedenken an den Zweiten Weltkrieg ehrt ein kleiner Teil am 16. März an der Freiheitsstatue die 120.000 Mitglieder der ehemaligen lettischen SS-Legion, während die Mehrheit der russischsprachigen Bevölkerung am 9. Mai am Kriegerdenkmal auf der anderen Seite der Daugava an die 60.000 Letten erinnert, die in der Roten Armee oder als Partisanen gegen Nazi-Deutschland gekämpft haben. Erst in den letzten Jahren ist im Gedenken Platz für die lettischen Juden, die Opfer vor allem der Deutschen, aber auch von Letten und Russen wurden.

Umstritten ist im Zusammenleben die Deutung der Geschichte – der Begriff Okkupation, mit dem die Letten die Sowjetzeit belegen, wird von den Russen abgelehnt. Zum Gedenken an den Zweiten Weltkrieg ehrt ein kleiner Teil am 16. März an der Freiheitsstatue die 120.000 Mitglieder der ehemaligen lettischen SS-Legion, während die Mehrheit der russischsprachigen Bevölkerung am 9. Mai am Kriegerdenkmal auf der anderen Seite der Daugava an die 60.000 Letten erinnert, die in der Roten Armee oder als Partisanen gegen Nazi-Deutschland gekämpft haben. Erst in den letzten Jahren ist im Gedenken Platz für die lettischen Juden, die Opfer vor allem der Deutschen, aber auch von Letten und Russen wurden.

Praktisch wurde der Konflikt bei einer Volksabstimmung 2012, in der 74,8 % der Lettischsprachigen Bevölkerung es ablehnte, Russisch als zweite Amtssprache (wieder) einzuführen. Wohl in der Vermutung, dass seine deutschen Zuhörer diese Entscheidung für falsch halten, gibt Kristis zu bedenken, dass die Letten ein kleines Volk sind und die Sorge um den Bestand der lettischen Sprache berechtigt sei. Aus seiner Studentenzeit berichtet er: „Wir haben zusammen studiert, da gab es keine Konflikte. Danach aber ging jede Gruppe ihren eigenen Weg - das ist bis heute so.“ Und er fügt hinzu: „Wenn ich wie selbstverständlich auf Russisch angesprochen werde, dann mag ich das auch nicht.“

Die Beliebtheit des Russischen in der Schule aber nimmt rapide ab. Wählten in den ersten Jahren nach der Unabhängigkeit noch 80 % der Schüler Russisch als erste Fremdsprache, so liegt dieser Anteil heute bei 15%. Dabei erhöhen Russischkenntnisse deutlich die Chancen, einen Arbeitsplatz zu finden, wird man doch im Vorstellungsgespräch danach gefragt, weil Arbeitgeber ihre nur Russisch sprechenden Kunden nicht verlieren möchten.

³³ Weder bei Wikipedia, noch im zehnbändigen 2005 erschienenen Brockhaus-Lexikon findet man Angaben zur Biographie Rasumnys.

Umstritten ist auch, ob es im lettischen Fernsehen Sendungen in russischer Sprache geben dürfe bzw. solle. Will man auf der einen Seite nicht unterlaufen, dass in Lettland allein das Lettische Amtssprache ist, so will man auf der anderen Seite dem, dass die Russischsprachigen ihre Informationen allein durch das russische Fernsehen beziehen, etwas entgegensetzen.

In der politischen Vertretung durch Parteien gibt es ebenfalls einen deutlichen Unterschied: Während sich die russischsprachige Bevölkerung durch eine einzige Partei, die „Harmonie“, repräsentiert sehe, gibt es gleichsam auf der anderen Seite eine solche Fülle von Parteien, die im Einzelnen zu kennen sich schon deshalb nicht lohne, weil es immer wieder zu neuen Zusammenschlüssen, die aber nur von kurzer Dauer sind, komme.

Nach wie vor gibt es eine beachtliche Zahl „nicht-lettischer“ Staatsbürger, für die sich ihre russische Staatsbürgerschaft insofern lohnt, als sie für die Einreise nach Russland kein Visum brauchen. Die Zahl derer, die nach der Geburt ihrer Kinder für diese die russische Staatsbürgerschaft geltend machen wollen, geht jedoch gegen Null. Im letzten Jahr waren es nur 50.

Haben die Letten Angst vor Russland? Die Antwort: „Wenn Russland wollte, bräuchte es gerade einmal 6 Stunden, Lettland zu besetzen. Da stellt sich schon die Frage, ob das Baltikum so wichtig für die NATO ist, dass sie seinetwegen einen Krieg mit Russland führen würde.“

Was bringt die Zukunft für die Beziehungen zum Nachbarn Russland? Krists antwortet mit einem Satz: „Vielleicht ist Putin noch gut. Sorge bereitet mir die Frage, wer nach ihm an die Macht kommt.“

Was die gegenwärtige wirtschaftliche und soziale Lage Lettlands angeht, hat Krists eine Menge erschreckender Details parat. Nach der Bankenpleite 2008 brach die Wirtschaft ein, die Sozialleistungen wurden drastisch gekürzt, ebenso die Löhne, im Bausektor etwa von 1.500 € im Monat auf 700 €. Der durchschnittliche Lohn reicht gerade einmal für die Miete in der Stadt, der Mindestlohn höchstens für die Miete in einem Vorort von Riga. 80 % der Renten erreichen eine Höhe von 400 € im Monat. Die Gewerkschaften sind extrem schwach, in Lettland gibt es zudem keine Streikkultur. Die Ausbildung an der Universität von Riga, speziell für Mediziner, ist erstklassig, aber das hilft dem Land nichts, weil Ärzte wie Krankenschwestern in großer Zahl vom Ausland abgeworben werden. Speziell Deutschland, z.B. der Helios-Konzern, sei in dieser Hinsicht sehr aktiv. In der EU habe Lettland, was die Aufnahme von asylsuchenden Flüchtlingen angeht, nicht für die Quote gestimmt. Im lettischen Parlament wurde darüber nicht abgestimmt. Doch das Problem erledige sich gleichsam von selbst: Von den 346 Flüchtlingen, die Lettland aufgenommen hat, sind nur 18 geblieben. Die meisten wollten weiter, vor allem nach Deutschland.

Die EU fördere zwar viele Projekte in Lettland, doch die lettischen Landwirte fühlen sich gegenüber den deutschen und französischen Bauern benachteiligt, erhalten sie doch nur 70 – 80 % der Subventionen, die jene bekommen. Im Unterschied zu ihren lettischen Kollegen können deutsche und französische Bauern ein Jahr Missernte überstehen. Bei der Frage, wie die Menschen in Lettland trotzdem zurechtkommen, muss Krists passen. „Das weiß ich auch nicht. Es ist heute wie vor einhundert Jahren. Die Familie hält zusammen und sorgt irgendwie dafür, dass man immer Kartoffeln im Haus hat.“



Herder-Denkmal in Riga

Beim Verlassen des Büros können wir noch ein Dokument für das Archiv mitnehmen. Exemplare von „Neue Gesellschaft/ Frankfurter Hefte Heft 9“ liegen zum Mitnehmen aus. Thema des Heftes: „Machtwechsel?“ Ein Artikel ist überschrieben „Wie die Sozialdemokraten das Blatt im Wahlkampf noch wenden können“. Seit dem Ergebnis der Bundestagswahl am Tag zuvor liest sich das wie im Konjunktiv geschrieben.



Markthallen in den ehemaligen Zeppelinhangars

Die Mittagspause verbringen die meisten Mitglieder der Reisegruppe auf der Dachterrasse der Galeria Riga. Von dort hat man einen Blick auf große Teile der Stadt. Auffallend ist, dass in den Geschäften in der Galeria kaum Kunden zu sein scheinen. Die älteren Menschen, so haben wir es gerade gehört, gehen für Einkäufe in die Markthallen auf der Rückseite des Hauptbahnhofes - nicht nur der Tradition wegen, sondern auch, weil die Preise dort niedriger sind.



Überreste der Großen Choralsynagoge

Mit dem Bus geht es anschließend zur **Gedenkstätte Bikernieki**. Der Weg zur Bushaltestelle führt uns vorbei an den Überresten der Großen Choralsynagoge, die am 4. Juli 1941 von den Nazis in Brand gesteckt wurde. Der Gedenkstätte gegenüber erinnert eine als vom Umsturz bedrohte Mauer gestaltete Wand. Sie erinnert an den Hafenarbeiter Janis³⁴ Lipke, dessen Frau Johanna und andere Litauer, die verfolgten Juden geholfen und versteckt haben. Die Mauer geht auf eine Idee von Schülern/innen zurück und steht als Symbol für die

bedrohte Zivilisation. Allein die Helfer, die mutigen und couragierten Menschen sind es, die verhindern, dass die Mauer der Zivilisation stürzt.



Mauer der Retter

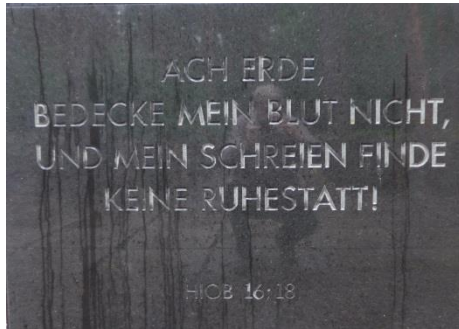
Das Verhalten des Busfahrers hinterlässt Fragen. Erst verneint er die Frage, ob er an der Gedenkstätte Bikernieki hält. Also steigt die Reisegruppe wieder aus. Dann sagt er, er hielte doch an der Gedenkstätte. Die Gruppe steigt wieder ein. Als aber die Haltestelle angezeigt wird, fährt er trotz gegebenem Stoppsignal und lauter Intervention weiter und hält erst an der nächsten Haltestelle mit den Worten, das sei in Ordnung so. Wollte er sein Missfallen über den Besuch der Gedenkstätte ausdrücken? Möglich sei das schon, erfahren wir am folgenden Tag in der Konrad-Adenauer-Stiftung.

Die Gedenkstätte Bikernieki befindet sich auf einem 2885m² großen Areal mit 55 unterschiedlich großen Massengräbern. Zwischen Sommer 1941 und Herbst 1944 – so die Recherchen der sowjetischen „Staatlichen außerordentlichen Kommission“ – wurden hier rund 46.500 Menschen ermordet: Juden, Kommunisten und andere Gegner der Nazis, sowie zahlreiche Kulturschaffende, russische Kriegsgefangene und gefangene Straftäter. Dazu

³⁴ In manchen Texten auch Zanis Lipke

kommen die aus Deutschland, Tschechien und Österreich nach Riga Deportierten, die ebenfalls in Bikernieki ermordet worden sind. Andere Untersuchungen gehen von weit mehr Ermordeten aus. Genaue Angaben aber existieren nicht, weil mit den Verlusten der Wehrmacht und dem Beginn des Rückzugs, die Nazis auf Anordnung Himmlers begonnen hatten, die Spuren der Verbrechen zu beseitigen und die sterblichen Überreste der Ermordeten zu verbrennen. Mit Unterstützung des „Volksbund Deutscher Kriegsgräberfürsorge“ wurde die jetzige Gedenkstätte 2001 eröffnet.

Eine Vielzahl unterschiedlich großer Granitstelen stehen dort, auf denen die Namen der Orte



Gedenkstein in Bikernieki

festgehalten sind, aus denen diejenigen stammten, die hier ermordet wurden, dazu in der Mitte ein schwarzer Granitkubus – einem Altar ähnlich, an dessen Seiten Hiob 16,18 in vier Sprachen zu lesen ist: „Ach Erde, bedecke mein Blut nicht, und mein Schreien finde keine Ruhestatt!“

Bevor jede/r für sich oder zu zweit, zu dritt durch die Gedenkstätte geht, versammelt sich die Gruppe zu einem gemeinsamen Gedenken. Vorbereitete Texte

werden gesprochen, Namen werden genannt von Menschen aus dem eigenen Wohnort, die nach Riga deportiert und hier ermordet wurden.

Musik erklingt, auch ein jiddisches Lied:

Halicha le-keiðarja

Die Wanderung nach Cesarea

אלי אלי

Eli, Eli

שלא יגמר לעולם

Schelo yigamer leolam

Dass es nie vergehen möge:

החול והים

Hachol vehayam

Der Sand, das Meer

רשרוש של המים

Rischrusch schel hamayim

Das Rauschen des Wassers

ברק השמים

Berak haschamayim

Der Himmelsblitz

תפילת האדם

Tfilat haadam

Das Gebet des Menschen



Gedenkstätte Bikernieki

Ingrid trägt einen Text von Bischof Klaus Hemmerle vor:

Man hat meinem Gott das Haus angezündet
— und die Meinen haben es getan.
Man hat es denen weggenommen,
die mir den Namen meines Gottes schenkten
— und die Meinen haben es getan.
Man hat ihnen ihr eigenes Haus weggenommen
— und die Meinen haben es getan.
Man hat ihnen ihr Hab und Gut, ihre Ehre,
ihren Namen weggenommen
— und die Meinen haben es getan.
Man hat ihnen das Leben weggenommen
— und die Meinen haben es getan.
Die den Namen desselben Gottes anrufen,
haben dazu geschwiegen
— ja, die Meinen haben es getan.
Man sagt: Vergessen wir's und Schluss damit.
Das Vergessene kommt unversehens, unerkannt zurück.
Wie soll Schluss sein mit dem, was man vergisst?
Soll ich sagen: Die Meinen waren es, nicht ich
— Nein, die Meinen haben so getan.
Was soll ich sagen?
Gott sei mir gnädig!
Was soll ich sagen?
Bewahre in mir Deinen Namen, bewahre in mir ihren Namen,
bewahre in mir ihr Gedenken, bewahre in mir meine Scham:
Gott, sei mir gnädig. (Klaus Hemmerle)



*Aus Hamburg – ermordet in
Bikernieki*

Bruno: Von Leer nach Riga deportiert

Seit dem 17. Jahrhundert lebten jüdische Familien in Leer/Ostfriesland.

Im Mai 1885 wurde dann eine große Synagoge eingeweiht (vorher hatte es in der Stadt bereits kleinere Synagogen gegeben)

1933 hatte Leer 13.500 Einwohner, darunter waren etwa 300 jüdische Menschen.

Vor dem 2. Weltkrieg war Leer ein wichtiger Handelsort für den Viehhandel, einer der größten Viehmärkte fand dort jährlich statt. Der größte Teil der Viehhändler waren jüdische Männer, andere Männer waren Kaufleute, Schlachter oder Arbeiter.

Schon vor dem Einmarsch in die Niederlande hatte man die Grenzregion "judenfrei" gemacht. Nur in Emden gab es noch ein jüdisches Altenheim.

Jüdische Menschen waren bereits vorher ausgewandert, viele waren einfach über die Grenze in die Niederlande gegangen, jetzt kam die Wehrmacht hinterher. Über Westerbork wurden viele dann nach Auschwitz oder Sobibor deportiert.

Die Zurückgebliebenen mussten Leer verlassen, sie gingen nach Berlin, Hamburg, Bielefeld oder in andere deutsche Städte. Von dort aus wurden sie dann in die Vernichtungslager oder Ghettos in den Osten deportiert, auch nach Riga.

Unter den Deportierten und Getöteten befand sich auch der Vorbeter und Kultusbeamte der Synagoge Joseph Wolffs (62 Jahre) und seine Frau Ida (57 Jahre), die beide mit dem Transport am 05.09.1942 aus Berlin nach Riga deportiert wurden.

Als am 9. November 1938 die Synagoge in Leer von den SA-Banden angezündet wurde, hatte der damalige Nazibürgermeister Drescher dazu aufgerufen, „den Wolff in seiner Schlucht auszuräuchern“.

Bei diesem Transport aus Berlin waren auch die Lehrerin Else Mergentheim (56 Jahre) und ihre Schwester Martha (63 Jahre).

Im Transport aus Hannover am 15.12.1941 waren auch Ida Vorzanger (68 Jahre) und ihre Tochter Julie (38 Jahre).

Bei dem Ehemann von Ida Vorzanger, Meyer Vorzanger, hatte man sich in Leer geweigert, ihn bei einer Erkrankung im Krankenhaus aufzunehmen. Er verstarb dann an einer Lungenentzündung im Jahr 1936. Ihr Sohn Ernst hatte sich ein Jahr zuvor das Leben genommen. Vater und Sohn waren beide Viehhändler gewesen, hatten aber ihren Beruf nicht mehr ausüben dürfen.

20 Menschen, die in Leer geboren worden waren oder lange Zeit in Leer gelebt hatten, wurden nach der Deportation nach Riga umgebracht.

Verschleppt von Dortmund nach Riga

Gisela:

„Die baltischen Staaten und Teile

Weißrusslands waren seit der Eroberung der Gebiete durch die Wehrmacht im Sommer

1941 im neuen >Reichskommissariat Ostland< zusammengefasst, Riga war seit Juli 1941 Sitz seiner Verwaltung.

In einem wahren Blutausch, in Pogromen, Massakern und Massenexekutionen, hatten nationalistische Letten und Litauer gemeinsam mit den deutschen Besatzern in den sieben Monaten bis Januar 1942 bereits 230.000 Juden allein in diesen beiden Ländern ermordet (zum Vergleich: im gesamten Deutschen Reich lebten vor Beginn des Krieges 1939 noch etwa 201.000 Juden). Das Baltikum war blutgetränktes Land.

Ein Teil des Ghettos von Riga war gespenstisch leer, aber voller Spuren eines Massenmords, als der Dortmunder Transport am 1. Februar 1942 am Zielbahnhof Riga-Skirotava eintraf.

(..) In den zugewiesenen Wohnungen des Ghettos bot sich ein bizarres Bild: Kleidung, Bücher und Inventar lagen verstreut auf dem Boden, Schutt und Trümmer türmten sich, auf Tischen und Herden stand gefrorenes Essen, auf Böden und an Wänden klebte Blut.

Tausende lettische Juden waren aus den Wohnungen getrieben und ermordet worden, um für die aus dem Reich eintreffenden Juden Platz zu machen. (..)

Größter Mordplatz im deutsch besetzten Lettland wurde der Forst von Bikernieki in der unmittelbaren Umgebung von Riga. An die 20.000 deutsche und lettische Juden sowie (..) Tausende sowjetische Kriegsgefangene wurden dort in Massenexekutionen ermordet und verscharrt. Dass auch Dortmunder Juden in diesem >Wald der Toten< vor ihren Mördern am Rand von Gruben standen, ist gewiss, wer und wie viele es waren, bleibt im Dunkeln. (..)

Im Frühjahr 1943 lebten im Rigaer Ghetto etwa 13.000 Juden. Dass sie noch lebten, war allein dem Umstand geschuldet, dass Wirtschaft und Wehrmacht an ihrer >unentbehrlichen Arbeitskraft< interessiert waren. Hitler und Himmler hingegen drängten auf die >Endlösung<, auf die Vernichtung statt Zwangsarbeit, auch wenn dabei Rüstungsinteressen vernachlässigt werden sollten. Am 21.Juni 1943 ordnete der Reichsführer-SS daher an, die Ghettos im Gebiet Ostland zum 1. August des Jahres aufzulösen und die dort vorhandenen Juden in Konzentrationslager zu verbringen. Er verfügte zu diesem Zweck auch die Errichtung



Massengräber in Bikernieki

eines KZ in der Nähe von Riga (..). Für Riga war der Zeitplan nicht einzuhalten, der Bau eines KZ im Rigaer Villenort Kaiserwald hatte erst im Frühjahr begonnen. Am 2. November 1943 (..) wurde das Ghetto von der Sicherheitspolizei und lettischer SS gewaltsam aufgelöst (..). Ein Transport mit 1.000 Personen ging nach Auschwitz. (..)

Die in Riga verbleibenden Juden wurden nach der Auflösung des Ghettos ins Lager Salaspils, ins KZ Kaiserwald, sowie in diverse andere Arbeitslager und geschlossene Betriebsstätten der Region verbracht. (..)

Angesichts der Offensive der Roten Armee am Nordabschnitt der Ostfront setzten in Riga im Januar 1944 Bestrebungen ein, die Spuren des Völkermords zu verwischen und

zumindest die Massengräber zu heben. Als die Front im Frühjahr und Sommer 1944 immer näher rückte, wurden die Häftlinge des Lagerverbundes Riga (..) in Marschkolonnen nach Westen getrieben, die meisten ins nächstgelegene KZ Stutthof bei Danzig, wo im Spätsommer/Herbst 1944 25.000 jüdische Häftlinge aus den baltischen Staaten eintrafen. (..)

Ludwig Schöneberg (..): >Der ganze Transport von Riga wurde einige Tage später nach Stolp in Pommern weitergeleitet. (..) Am 24. April wurde die ganze Gruppe [...] nach Danzig gebracht und von dort in Schleppkähnen nach Neustadt in der Lübecker Bucht. (..) Ich wurde mit vielen anderen auf ein großes Schiff getrieben und aufs Meer hinausgefahren. Plötzlich fing das Schiff an zu brennen und ich mit ca.200 anderen Häftlingen sind ins Meer gesprungen. Wer mich gerettet hat, weiß ich nicht, denn als am nächsten Tag aufwachte, war ich im Krankenhaus in Neustadt. <³⁵

Johanna:

„Seit 1887 betrieb die Familie Friede am Ostenhellweg ein Bettenhaus. 1914 erwarb sie das Geschäftshaus Ostenhellweg 41, das bald um das Nachbargebäude Nr. 39 erweitert wurde und damit zum >größten Spezialhaus des Bettenfaches im deutschen Westen< avancierte. Inhaber war Walter Friede, der mit Frau Martha und Tochter Cläre seit 1936 auch in einer Wohnung über dem Geschäft lebte. 1939/40 wurde das Haus zum >Judenhaus<, in das 12 Personen zogen bzw. ziehen mussten, die alle deportiert und ermordet wurden. Walter, Martha und Cläre Friede wurden am 27. Januar 1942 nach Riga deportiert. Die einzige weitere Spur, die die Familie hinterließ, ist ein Eintrag im Reviertagebuch des Ghettos von Riga vom 19. Februar 1942, dem zufolge Cläre an diesem Tag dem zuständigen Arbeitsamt als arbeitsfähig gemeldet wird. Walter Friede wurde schon in Riga ermordet, seine Frau und Tochter gelangten im August 1944 noch nach Stutthof, wo beide ermordet wurden.“³⁶

Johannes:

Erinnert sei an die damals 13jährige Dora Juni, die am 19. Oktober 1942 von Berlin nach Riga deportiert und ermordet wurde. Was hatte dieses Mädchen zu diesem Zeitpunkt schon alles durchleben müssen! Die Familie Juni war um 1920 nach Dortmund gekommen und wohnte



In Bikernieki

³⁵ aus: Rolf Fischer im Auftrag der Stadt Dortmund: Verfolgung und Vernichtung – Die Dortmunder Opfer der Shoah -Gedenkbuch; Schriftenreihe der Mahn- und Gedenkstätte Steinwache Dortmund, Band 2;1. Auflage Januar 2015, S.146-153 -gekürzt.

³⁶ Verfolgung und Vernichtung, a.a.O. S.167.

zunächst in der Unnaerstraße 34 nahe dem Borsigplatz. Dora, von ihren beiden älteren Brüdern „Dorchen“ gerufen, wird 1929 als drittes Kind geboren. Zu Ostern 1935 begann Doras Schulzeit an der jüdischen Volksschule in der Lindenstraße, wo in jenem Jahr acht Lehrkräfte noch etwa 300 Kinder unterrichteten. Ihren Vater Bernhard Juni verliert Dorchen, als dieser 1936 nach Polen ausgewiesen wird, aber nach Belgien fliehen kann. Dorchen wird mit ihrer Mutter und den beiden Brüdern in der Nacht vom 27. auf den 28. Oktober 1938 aus der Wohnung geholt und mit den anderen Dortmunder >Ostjuden< nach Bentschen deportiert, wo sie kurz hinter der polnischen Grenze in ein provisorisches Lager verbracht werden. Anfang Januar 1939 muss sich Dorchen von ihrem ältesten Bruder Max trennen, als dieser ein Einreisevisum nach Australien erhält, mit dem er im Mai 1939 in Melbourne eintrifft. Dorchen muss mit ihrem jüngeren Bruder in Bentschen zurückbleiben, als die Mutter die Erlaubnis erhält, nach Dortmund zu fahren, um durch den Verkauf ihres Geschäfts, eines Handels mit Stoffen und Textilien, sowie des zurückgelassenen Mobiliars an dringend benötigtes Geld zu kommen. Bevor die Mutter im August zurück nach Bentschen kommt, wird Dorchen mit ihrem Bruder vom jüdischen Komitee in Bentschen, in dessen Obhut die Mutter die Kinder gegeben hatte, in ein Kinderheim nach Warschau gebracht. In Warschau findet die Mutter ihre beiden Kinder. Bald jedoch muss Dorchen allein in Warschau zurückbleiben. Sie war auf eine Liste gesetzt worden, mit dem 150 Kinder nach England gebracht werden sollten. Im Glauben, ihre Tochter auf diese Weise retten zu können, hatte die Mutter ihre Einwilligung gegeben und war mit ihrem jüngeren Sohn Wilhelm weiter in Richtung Osten geflohen. Der Kindertransport nach England konnte jedoch nicht mehr durchgeführt werden. Im Frühjahr 1940, eröffnet sich eine neue Möglichkeit zur Rettung. Dem Vater war es von Belgien aus mit Hilfe des Internationalen Roten Kreuzes gelungen, für seine Tochter eine Transiterlaubnis durch das Deutsche Reich zu bekommen. Dorchen schafft es, mit dem Zug bis Berlin zu kommen. Dort setzt die Gestapo sie jedoch fest, denn mit dem Einmarsch der deutschen Wehrmacht war das belgische Einreisevisum wertlos geworden. Dorchen wird der jüdischen Gemeinde in Berlin übergeben.

„Im Januar 1941 schrieb Doras Mutter der Berliner Gemeinde einen Brief, in dem sie sich nach ihrer Tochter erkundigte. Der Brief war zwei Monate unterwegs, am 21. März 1941 antwortete der Gemeindevorstand: >Sehr geehrte Frau Juni! Wir erhielten Ihren Brief vom 25.1.1941 und teilen Ihnen mit, dass es Dorchen gut geht. Sie ist von uns in einem Heim mit anderen Kindern zusammen untergebracht. Dorchen besucht die Schule und geht nachmittags in den Kinderhort. Der Hilfsverein bemüht sich die Auswanderung von Dorchen nach Amerika, doch ist es noch nicht bestimmt, wann die Ausreise erfolgen kann. < In schöner Kinderschrift fügte Dora einige Zeilen am Rande des ansonsten maschinengeschriebenen Briefes hinzu: >Viele Grüße und Küsse von deiner Tochter Doris. Viele Grüße und Küsse an Willi. Ich bin gesund und mir geht es gut. Doris.<

Nach diesem Gruß an ihre Mutter hat sich nur noch eine Spur erhalten, die darauf hinweist, dass einmal ein Mädchen namens Dora Juni in Dortmund gelebt hat. Ein Mädchen, das vier Jahre ihres kurzen Lebens auf der Flucht verbrachte, das seine Eltern und Geschwister einen nach dem anderen fortgehen sah, das nach allem Leid und allen Entbehrungen schließlich auf ein Wiedersehen mit ihrem Vater hoffen konnte, das stattdessen aber in einen Transport geriet und sich drei Tage nach Abfahrt des Zuges vom Güterbahnhof Berlin-Moabit vor ihre Mörder an den Rand einer Grube stellen musste: Unter der lfd. Nummer 885 steht die nun 13jährige als >Doris Juni< und mit dem fälschlicherweise angeführten Geburtsort Berlin auf der Liste des 21. Osttransports, mit dem am 19. Oktober 1942 insgesamt 959 Menschen von Berlin nach Riga verschleppt wurden. Nur 71 Häftlinge mit handwerklichen Fähigkeiten

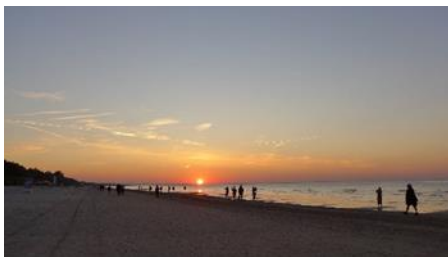
wählten die Mörder unter den Verschleppten aus, alle anderen wurden direkt zu ausgehobenen Gruben gebracht, hineingeschossen und verscharrt. Doras Mutter und ihrem Bruder Wilhelm gelang es, nach dem Aufenthalt in Lagern und Ghetto unterzutauchen. Sie überlebten den Krieg versteckt bei polnischen Bauern. Wilhelm Juni hatte Anfang 1940 noch versucht, zu seiner Schwester nach Warschau durchzukommen, um sie zu sich und der Mutter zu holen, war allerdings von deutschen Sicherheitskräften aufgegriffen und ins Warschauer Ghetto verbracht worden. Wenige Tage vor dem Aufstand im Ghetto war ihm die Flucht gelungen.“³⁷



Am Strand von Jurmula

Den Abend verbringen wir am **Strand von Jurmula** –

½ Stunde Fahrt mit dem Zug von Riga entfernt. Hier kann man die Begegnungen, die Informationen mit allem Bedrückenden ein wenig sacken lassen und sich am Sonnenuntergang freuen. Das Wetter spielt mit. Der Regen hat aufgehört, wir genießen die letzten Strahlen der Sonne an diesem Abend. Wie hatte im Zug eine Lettin zu uns gesagt? „Ich wohne gerne in Jurmula. Schade, dass die allermeisten Touristen immer nur nach Riga fahren.“ Sie selbst, obwohl schon im Rentenalter, fährt an zwei Tagen in der Woche nach



Sonnenuntergang in Jurmula

Riga, um in einem Seminar zu unterrichten und dadurch ihre Rente aufzubessern. Umsichtig hatte sie uns darauf hingewiesen, dass die Abfahrtszeiten des Zuges wegen Gleisarbeiten geändert sind.

Am Strand kommen wir ins Gespräch mit einer eindrucksvollen älteren Dame, die uns ein Stück Weges am Strand begleitet und zeigt, wo der Staatspräsident ein Ferienhaus hat. Besonders bewacht kommt uns dieses nicht vor. Ärztin sei sie gewesen, sagt sie und

weist auf eine Frau, die auch zu dieser Jahreszeit im Meer badet – eine frühere Patientin. Auf dem Rückweg vom Strand zur Bahnstation bekommen wir einen Eindruck, wie sich Jurmula verändert. Reiche Menschen aus Russland kaufen Häuser auf, nur um diese abzureißen und neu zu bauen. An die Stelle von Holzhäusern treten moderne Hotels und Appartement-Häuser. Die parkenden Autos haben zu einem großen Teil russische reiche Russen ihren Kindern den Zugang zu Universitäten in Westeuropa verschaffen.

Dienstag, 26. September

Zu unserer Überraschung erwartet uns in der **Konrad-Adenauer-Stiftung** die Leiterin. Entgegen früherer Informationen ist Elisabeth Bauer doch in Riga. Bauer ist ausgebildete Historikerin, die neben ihrer Beschäftigung an der Universität auch bei einem Bildungswerk in der Nähe von Dortmund gearbeitet hat. Zunächst kommentiert sie den Ausgang der Bundestagswahlen und berichtet von Reaktionen auf dem Empfang, den die deutsche Botschaft für ausländische Diplomaten gegeben hat. Vor allem eine Reaktion habe sie von den Anwesenden gehört:



Elisabeth Bauer - Konrad-Adenauer-Stiftung

³⁷ Verfolgung und Vernichtung, a.a.O., S.123.

„Was regt Ihr euch in Deutschland auf über das Auftauchen einer neuen rechten Partei im neuen Bundestag? Wir wären froh, wenn wir in Lettland so stabile Verhältnisse hätten, wie Ihr sie in Deutschland habt.“ Und an die Adresse ihrer deutschen Gäste gerichtet fährt Bauer fort: „Das, wofür Angela Merkel in Deutschland kritisiert wird, bringt ihr in Lettland das hohe Ansehen als Leiterin der freien Welt ein.“ Es sei wirklich unglaublich, was diese Frau auf ihren Schultern trage.

In ihrer Beschreibung der Parteien und der politischen Verhältnisse in Lettland beklagt Bauer die Schwäche der Institutionen, die man z.B. bei der Korruption feststellen muss. Wenn ein Parlamentsausschuss zur Untersuchung der Rolle der Korruption eingesetzt wird und ein Politiker, der selbst in dem Verdacht steht, korrupt zu sein, den Vorsitz übernehme, dann „ist das halt so“. Man arrangiere sich. Und sie selbst habe lernen müssen, dass die Demokratisierung zwar vorgehe, aber mehr Zeit brauche als angenommen, und dass die Letten von den Partnerstaaten vor allem eines wollten: Respekt. Die Wirtschaftskrise, davon ist Bauer überzeugt, habe Lettland mit seinen Sparmaßnahmen gut in den Griff bekommen. Es ist vermutlich auch der Standort der Berichtenden, der dieses Gespräch von dem Gespräch in der Friedrich-Ebert-Stiftung unterscheidet. Hier spricht jemand von außen, die mit ihren Gästen Erfahrungen teilt, etwa die unglaublich unfreundliche Bedienung in den Geschäften und Restaurants, wobei sie, Frau Bauer, den soeben Kritisierten aber zugutehalten wolle, dass sie mit ihrem Job kaum mehr als 400 € im Monat verdienen, und das obwohl vorausgesetzt wird, dass Mitarbeiter mindestens eine Fremdsprache beherrschen. Und an unsere Adresse gerichtet: Ein großer Teil der Teilnehmer des Gedenkmarsches am 16. März waren Neonazis aus Deutschland, von Dortmund mit Wizzair nach Riga geflogen.

Als Deutsche habe sie natürlich auch Probleme damit, dass es in den Geschichtswerkstätten, die die Konrad-Adenauer-Stiftung anbietet, hauptsächlich um die Beschäftigung mit der Sowjetzeit gehe, wie man das auch im Okkupationsmuseum feststellen könne. Erfreulich dagegen sei es, dass es auf der Insel Kipsala im Daugavafluss, der Altstadt von Riga gegenüber gelegen, das Lipke-Museum gibt, in dem die Familiengeschichte des Hafenarbeiters Janis Lipke, der gemeinsam mit seiner Frau 50 Juden vor der Ermordung durch die Deutschen rettete, dargestellt wird.

Für vorbildlich hält Frau Bauer die Art und Weise, wie Lettland seine Finanzkrise nach 2008 bewältigt habe. „Knallharte Reformen“, drastische Einschnitte habe es gegeben. Die Gehälter im öffentlichen Dienst etwa seine um 30 – 40 % gesenkt worden – und dabei verdiene man im öffentlichen Dienst noch relativ gut –, Entlassungen habe es gegeben, Demonstrationen dagegen nicht. Man habe sich selbst aus der Krise herausgearbeitet. Und auch in einem anderen Punkt könnten die Deutschen von den Letten etwas lernen: Die Zustimmung zur EU ist in Lettland überdurchschnittlich hoch, getragen von dem Bewusstsein: „Wir haben viel bekommen – an uns ist es jetzt, etwas zurückzugeben.“ Wie eine lebendige deutsch-lettische Partnerschaft aussehen kann, könne man an der Partnerschaft sehen, die der Landkreis Gütersloh – Landrat ist dort Georg Adenauer, ein Enkel Konrad Adenauers – mit der Region Valmiera seit mehr als zwanzig Jahren aktiv unterhält: Gütersloh hilft materiell und profitiert kulturell.

Das Gebäude, in dem sich heute das jüdische Zentrum in der Skolas iela befindet, war das ehemalige jüdische Theater. Gita Umanovska, die Geschäftsführerin der Gemeinde, nimmt die Besucher in Empfang. Sie hat Germanistik studiert und spricht hervorragend Deutsch. Lebhaft und anschaulich erzählt sie, wie es dazu kam, dass jetzt in diesem Gebäude die verschiedenen Einrichtungen der jüdischen Gemeinde untergebracht sind: der Sozialdienst,

das jüdische Museum, der Fest- und der Konzertsaal. Wenige Tage nach der Unabhängigkeit Lettlands hätten sich einige Mitglieder der jüdischen Gemeinde im Gebäude getroffen mit dem kühnen Beschluss, das Gebäude zurück zu fordern. Schließlich gehöre es ihnen als den wenigen, die überlebt haben. (In Riga waren am Ende des Krieges nur noch 3.000 Juden am Leben.) Wie viele Juden heute in Lettland leben? „Das weiß keiner.“ Mehr als 8.000 oder 10.000 sind es vermutlich nicht, die sich selbst als Juden verstehen, die meisten sind zugewandert und Russisch sprechend. Der größte Teil von ihnen lebt in Riga und Umgebung. Dieses Gebäude wurde der jüdischen Gemeinde zurückgegeben, andere nicht. Um deren Rückgabe bzw. Entschädigung müsse sie als Geschäftsführerin weiterkämpfen.



Gita Umanovska (re.) im jüdischen Zentrum Riga

Im obersten Stockwerk ist **das jüdische Museum** untergebracht. Eingerichtet hat es Margers Vestermanis. Es ist sein Museum. Welch ein Glück, ihn noch erleben zu dürfen. Die Namen der wirklichen Retter festzuhalten, Retter, zu denen Janis Lipke und die 273 Menschen gehören, an die das Denkmal für die Retter auf dem Platz der Choral-synagoge namentlich erinnert, das wolle er noch schaffen, sagt er mit Blick darauf, woran er gegenwärtig arbeite. Vestermanis, vor acht Tagen 93 Jahre alt geworden, spricht leise, beginnt mit dem „Rätsel Mensch“. Viktors Arajs, der Leiter der lettischen Hilfspolizei, der durch einen Aufruf 1.200 Letten in seinem „Sonderkommando Arajs“ zusammenrufen konnte, der sich den Nazis anordnete, der von Juli bis Dezember 35.000 Juden ermordete - der hatte bis zum Schluss eine jüdische Geliebte, die er bei seiner Frau versteckte. Nach dem Krieg floh er nach Deutschland, ein begeisterter Sportflieger. Diesen Arajs nicht zu den Judenrettern zu zählen, muss man das als Ausdruck „der schlechten jüdischen Natur sehen, die lettische Helden anschwärzen will?“, fragt Vestermanis und lässt den Schmerz spüren, der ihn seines Bemühens wegen, an den Holocaust in Lettland zu erinnern, einsam gemacht hat. Vestermanis nennt ein anderes Beispiel³⁸. Ein Massenmörder, der sich an dem Anblick nackter Frauen ergötzte, bevor diese erschossen wurden, dieser Kerl verliebte sich in eine „Delinquentin“ – Vestermanis nennt auch ihren Namen, Tamara Workina? – und hat sie bis zum Schluss nicht erschossen, „eine wirklich dramatische Liebe eines Massenmörders“. Er hat sie, als es gefährlich wurde, sogar als seine Frau ausgegeben und damit gerettet. Zählt er deshalb zu den Rettern? „Was ist eine Minute Mut gegen tausendfachen Mord?“ Vestermanis berichtet von einem anderen Fall, in dem



Margers Vestermanis (re.)

Yad Vaschem einen Letten, der bei den Schutzmannschaften diente, wegen einer ähnlichen Tat zu den „Gerechten unter den Völkern“ zählen wollte. Das habe er durch Aufklärung verhindert und sich viel Ärger eingehandelt. Aber was wäre passiert, wenn er es nicht getan hätte? Dann hätte es geheißen: Seht, auch Angehörige der Schumag-Einheiten können „Gerechte unter den Völkern“ sein. Er habe weitere Namen herausgefunden, bisher 433. Aber er sei Historiker, die Rettungen müssten belegt sein. Manchmal würden ihm Namen genannt, für die es keinen Eintrag im

³⁸ Die Wiedergabe des Vortrags von Vestermanis steht unter dem Vorbehalt, dass die Mitschrift und deren Deutung korrekt sind.

Einwohnerregister gibt, keinen Nachweis, dass sie z.B. als Lehrer an der Schule gearbeitet hätten, keine Namen von denen, die angeblich gerettet worden seien, nichts. Andererseits hat Vestermanis ein weites Herz. Er erzählt, wie er an der Beerdigung eines zum Christentum Übergetretenen teilgenommen habe, was ihm manche Juden übelgenommen hätten. Der Gestorbene war als 17jähriger in der Nazizeit zu den Adventisten geflohen, diese hatten sich seiner angenommen, waren zu „Situationsrettern“ geworden. Der jüdische Junge hatte sich in den 12/13 Monaten, in denen die Adventisten ihn versteckten, von der „Reinheit und Kraft des christlichen Gottesglaubens“ überzeugt und war schließlich selbst adventistischer Priester geworden. „Wir sind, was wir sind,“ kommentiert Vestermanis.

Die Kirchen schont er ansonsten nicht. Die lettische evangelische Kirche sei strikt judenfeindlich gewesen und habe „viel Verständnis“ für die „Aktionen gegen die Juden“ gezeigt. In der katholischen Kirche sei es etwas weniger schlimm gewesen. Für ein Dankgebet für den Sieg des Führers Hitler hätte ihr die Erlaubnis des Papstes gefehlt. Vestermanis weiß um die Ambivalenzen seiner Arbeit. Fast niemand erwartet sein Buch über die Judenretter so sehnsüchtig wie der lettische Außenminister. Aber gleichzeitig sei dieser Minister nicht bereit, die lettischen Mörder zu verurteilen. Für ihn seien die (vermutlich gemeint: die faschistischen) Exilletter die Vorreiter des freien Lettland gewesen. Andererseits habe ihn die Parlamentssprecherin – und sie komme aus einer nationalen Partei – im vergangenen Jahr nach seiner Rede in der Gedenkfeier auf dem Platz der Großen Choralsynagoge am 4. Juli öffentlich umarmt. „Das noch erlebt zu haben, ist der Sinn meiner Existenz, ein fantastisches Glück.“ Es habe sich etwas geändert. In der sowjetischen Ideologie hätte es keinen Holocaust gegeben. Persönliche Erlebnisse zeigen das Verletzende dieser Ideologie. Da habe ihm jemand geholfen und angenommen, er (Vestermanis) sei ein Lette (was er auch ist, nur eben ein jüdischer Lette). Als der Helfer nach einem Jahr den Irrtum entdeckt und mit den Worten kommentiert: „Ach Gott, das war ein Jude, dem wir geholfen haben“, da war es Vestermanis, als ob er noch einmal verstoßen würde, diesmal ohne gelben Stern. – Und ein anderer erzählt ihm, nichtsahnend von dem Judesein seines Zuhörers, „pikante Einzelheiten aus seiner Beteiligung an dem Judenmord“ und bekommt danach die pure Angst, angezeigt zu werden - was Vestermanis auch getan hat. Denn: „ich hätte nicht mehr leben können, wenn ich es nicht getan hätte.“

Vielleicht weil Vestermanis sich auf das Konzert freut, lässt er sich unterbrechen. Für eine längere Führung durch die Ausstellung reicht die Zeit nicht mehr. Aber ein paar Hinweise will er noch geben. „Womit sollte die Ausstellung beginnen?“, habe er sich gefragt und sich entschieden für ein großes Fensterbild, das Mose an dem brennenden Dornbusch zeigt. - Im Verlauf der Geschichte wurden die Juden oft vor die Wahl gestellt, zum Christentum überzutreten oder den Feuertod zu sterben - sie haben den Tod gewählt. Und schließlich: Es waren baltische Juden, die 1880 im damaligen osmanischen Palästina einen Kibbuz gegründet haben. Das kann jede/r zuhause nachlesen.

Zum anschließenden **Konzert** kommen neben Angehörigen der jüdischen Gemeinde auch der deutsche Kulturattaché, Mitglieder der deutschen evangelischen Auslandsgemeinde in Lettland und einige Professoren der Universität.



Konzert im jüdischen Zentrum in Riga – Gita Umanovska begrüßt die Gäste

Mit einem gemeinsamen Essen in einem armenischen Restaurant findet die Reise ihren Abschluss.

Zeugen wie Margers Vestermanis und Fania Brancovskaja begegnet zu sein nimmt uns in die Pflicht, in naher Zukunft, wenn die Überlebenden, die davongekommenen Zeitzeugen nicht mehr unter uns sein werden, verlässliche Zeugen dieser Zeitzeugen zu sein.

Zum Schluss bleibt uns vor allem der Dank an diejenigen, die mit beigetragen haben zum Gelingen der Reise.

Einige Personen seien hier besonders genannt:

Fania Brancovskaja-Jocheles, Gita Grinmaniene, Rozeta Ramoniene – Verband der Ghetto- und KZ-Überlebenden in Vilnius

Janina Matuziene – Generalsekretärin des Litauischen Gewerkschaftsverbandes LPSK, Vilnius

Winfried Nachtwei – MdB a.D., Bündnis 90/Die Grünen, Deutsches Riga-Komitee

Prof. Margers Vestermanis – Historiker, Gründer und früherer Direktor des Museums Juden in Lettland, Überlebender des Holocaust, Riga

Gita Umanovska – Direktorin der jüdischen Gemeinde in Riga

Krists Sukewicz: Referent der Friedrich-Ebert-Stiftung in Riga

Elisabeth Bauer – Leiterin des Auslandsbüros für die Baltischen Staaten und Nordischen Länder der Konrad-Adenauer-Stiftung in Riga

Text: Johannes Weissinger, Gisela-Ingrid Weissinger

Fotos: Ingrid Beschorner, Bruno Schachner, Marie-Luise Nier, Hartmut Prange, Gisela-Ingrid Weissinger



Vilnius



Riga